H A N S N I T R A M

Achtung! Ostmarkenrundfunk!

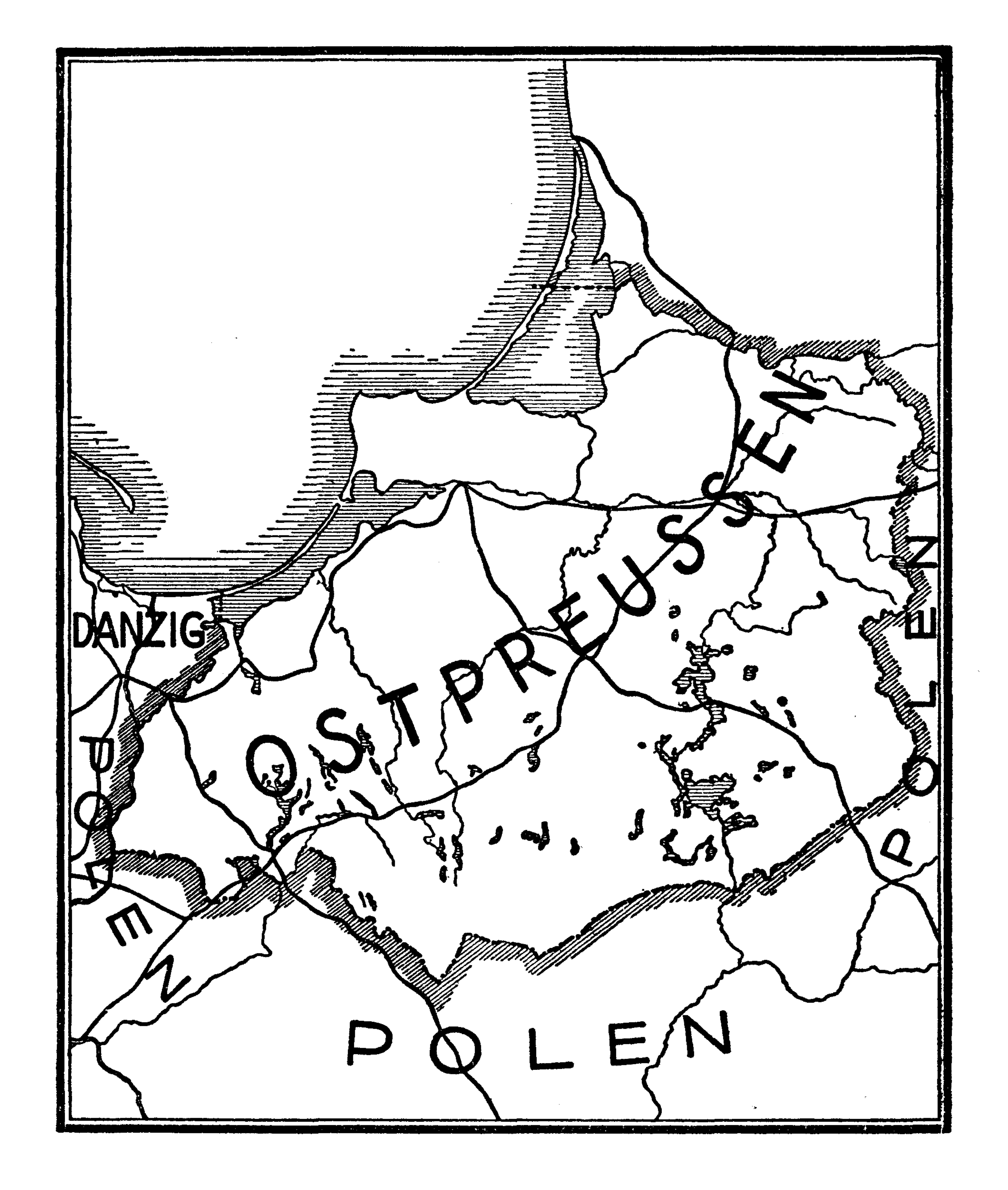
Polnische Truppen haben heute nacht die ostpreußische Grenze überschritten

20.—26. Tausend

Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.

 Druck u. Verlag von Gerhard Stalling AG, Oldenburg i. O. Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis.



Das von Polen umklammerte Ostpreußen.

Kleiner Zwischenfall.

Auf der sonnendurchglühten Straße marschiert eine Kompanie. 29 Kilometer hat die Kompanie geschafft. 12 Kilometer bleiben noch bis Osterode. Feldmarschmäßig — 31 Grad im Schatten — 20 Kilometer waren Sand- und Feldwege gewesen — es gab schon einige übermäßig rote Gesichter. Man singt nicht mehr. Vor der Kolonne marschieren die beiden Offiziere der Kompanie, hinten reitet der Kompaniechef. Die Kompanie marschiert auf der linken Straßenseite, hier ist gut gehen. Teerstraße. Rechts ist ein tiefer, ausgefahrener Sommerweg.

Entgegen kommt der Besitzer Gustav Schiemann aus Reichenau. Er sitzt auf einem zweispännigen Bauernwagen. Aus der Stadt kommt er. Eier und Butter sind verkauft. Rechnet man sieben große Helle und drei Korn dagegen, so ist die Bilanz nicht übermäßig günstig. Schiemann Gustav fährt rechts. Er sieht die Kompanie, er fährt rechts. Reichswehr!? Schiemann hat nicht gedient, er ist 31 Jahre, und man

schreibt jetzt das Jahr 193.. Reichswehr ist für Gustav kein ganz klarer Begriff. Bei dem Wort „Reichswehr" hat er eine ganze Reihe Vorstellungen: Kriegerverein — eine Einquartierung, wonach die Emma Bartels ihm restlos absagte, — Finanzamt. Also ist „Reichswehr" nicht gerade ein sehr erfreulicher Begriff für Gustav. Deshalb und überhaupt, und so denkt er:

„Ich fahre rechts. Ich fahre richtig. Die können doch aus dem Wege gehen. Die gehen ja überhaupt auf der falschen Straßenseite. Na, gelacht wäre es, auf keinen Fall weiche ich aus. Die sollen mich . . .!"

Die Kompanie kommt näher. Sie folgt ihren Offizieren, sie macht keine Anstalten auszuweichen.

Der Leutnant Kroß und der Oberleutnant Dargel haben seit einer Stunde nicht mehr miteinander gesprochen. Sie haben auch ein wenig die Nase voll. Jetzt sieht Kroß den Kameraden von der Seite an. Was wird Dargel wohl tun, wenn der Wagen nicht im letzten Augenblick ausweicht. Der Hauptmann hinten sieht natürlich auch, was sich da anspinnt. Er greift nicht ein. Denkt: „Nicht gängeln die Jungs!" Soll der Dargel mal zeigen, wie er's macht. Bin neugierig."

40 Meter — 30 Meter — 20 Meter. Die Kompanie geht im ruhigen Marschtritt weiter, die Männer sehen auf. Was wird? Gustav Schiemann faßt die Zügel fest, faßt nach der Peitsche ...

Oberleutnant Dargel wendet ein wenig den Kopf zur vorderen Gruppe, sagt halblaut: „Beiseite führen!"

Zwei Mann springen vor, den Pferden in die Zügel, halten sie, führen das Fahrzeug mit kurzer Wendung auf den Sommerweg. Die Straße ist frei, die Kompanie marschiert ungehindert weiter.

Gustav hat im ersten Augenblick nach der Peitsche gefaßt, aber geschlagen hat er doch nicht. Die Männer, die die Pferde hielten, sagten kein Wort, sahen ihn nicht mal an, die vielen Männer dahinter, die Stahlhelme, die Gewehre — na jedenfalls, er saß einen Augenblick ganz verdutzt da. Aber nur einen Augenblick. Dann hatte er sich gefaßt, dann gings los:

„Ihr verfluchten faulen Hunde — könnt Ihr nicht mal richtig laufen? Und die Offiziere schämen sich gar nicht. So was wäre früher nicht vorgekommen. Das nennt sich nun Offizier ...!"

Er schimpft immer noch, die Kompanie ist längst vorbei.

Kroß sagt bissig zu Dargel:

„Ein billiger Sieg, den du da hast! Ob wir nun die paar Schritte ausgewichen wären... ich verstehe dich nicht."

„Die Leute sind müde", sagt Dargel, „außerdem sind wir im Recht. Steck die Nase in die Vorschrift. Die Truppe sucht sich die beste Straßenseite aus."

„Stur bist du", meint Kroß ärgerlich, „dieser Mann ist für sein ganzes Leben verärgert. Niemals mehr wird er im Soldaten oder im Offizier etwas anderes als seinen persönlichen Feind sehen. Für eine lächerliche Prestigefrage hast du der Wehrmacht einen neuen unversöhnlichen Gegner geschaffen. Du bist halt ein sturer Ostpreuße!"

Dargel wird ernst. „Sieh dich um, Kroß, hinter dir gehen 150 Mann her. Die haben genau aufgepaßt, was wir hier vorn taten. 150 Mann hätten mit dem Kopf geschüttelt, wenn wir um den Bauern eine Ehrenrunde marschiert wären. Sie hätten das nicht verstanden. Und der Bauer hätte das in seinem Innersten auch nicht verstanden. Aber das wirst wohl nicht kapieren, bist noch nicht lange genug hier in der Kolonie."

Die Kompanie marschiert weiter. Noch 11 Kilometer!

. . . . . .

Am selben Tage 19 Uhr abends in der Kneipe von Reichenau. Schiemann erzählt sein Erlebnis dem Lehrer Krause. Er schildert den ganzen Vorgang eingehend und genügend laut. Er beschreibt sehr anschaulich, wie er dem „Soldatenhaufen" gründlich die Meinung gesagt hat. Die Ausdrücke sind im Laufe der Stunden erheblich massiver geworden. Er findet jedoch bei Krause nicht die Resonnanz, die er erwartet. Krause hat viele Einwände. Krause hat nämlich gedient, ist auch sonst ein ruhiger Kopf und kennt einen Übungsmarsch. Sie reden aneinander vorbei. Schließlich sagt Krause, als Gustav zu stark mit seinen Beschimpfungen renommiert:

„Schwein hast du gehabt, daß sie dir nicht in die Fresse gehauen haben. Die waren bloß zu anständig, weil es so viel waren."

„Na mit die Jungens wär' ich auch noch fertig geworden."

„Deinen eignen Soldaten weichst du nicht aus, daß dir man nicht eines Tages die Polacken das Ausweichen beibringen . . .!"

Genau 42 Stunden später hat Gustav Schiemann an diesen Satz gedacht. Das war dann 2 Sekunden vor seinem Tode...

☆

Zeitungen.

So steht es am 18. 6. 193.. in mehreren ostpreußischen Zeitungen:

„Wieder polnische Manöver an der ostpreußischen Grenze!"

„Nach polnischen Pressemeldungen findet in der nächsten Woche ein großes polnisches Manöver statt. Der Kriegslage soll ein deutscher Einfall motorisierter Kräfte von Ostpreußen her zu Grund liegen. Der wäre, so schreibt die Gazetta Posnansky, durchaus denkbar. Die Polen sollten uns wenigstens mit derartigen Begründungen ihrer Kriegsvorbereitungen in Ruhe lassen..."

Und am 19. 6. in einer Berliner Abendzeitung:

„Angstpsychose der ostpreußischen Presse."

„Die ostpreußischen Zeitungen gehen mit ihrem Wehgeschrei, wenn jenseits der Grenze ein polnischer Soldat exerziert, ein wenig weit. Wird man dort nie begreifen, daß dieser Weg nicht zur endgültigen Völkerversöhnung, nie

zur endgültigen Abrüstung führen kann? Jetzt stehen die Wirtschaftsverhandlungen mit Polen vor einem günstigen Abschluß. Polen zeigt dabei ein ganz besonderes Entgegenkommen. Da sind diese hysterischen Angstschreie aus Ostpreußen denkbar kindisch und unangebracht ..."

Im Offizierkasino wird am 20. 6. nach dem Abendbrot über diese Zeitungsartikel diskutiert.

„Warum hört man nichts aus Königsberg darüber", sagt der Oberleutnant Bender. „Warum ist man dort nicht vorsichtiger. Kein Befehl kommt, keine erhöhte Alarmbereitschaft wird befohlen — unverständlich bei dieser gefährlichen Lage ..."

Lautes Lachen unterbricht ihn und Hauptmann von Schwante sagt: „Lieber Bender, man merkt aber sehr, daß Sie erst 2 Wochen in Ostpreußen sind. Was Sie da beunruhigt, das haben wir schon bald 20 Jahre verdaut. Würden wir hier immer nach der Grenze horchen, so kämen wir vor lauter Alarmbereitschaft zu keiner einzigen Ausbildungsstunde... Außerdem — die in Königsberg wissen schon, warum sie nicht gerade jetzt die Leute scheu machen, die können auch nicht so wie sie wollen."

„Immer diese blödsinnigen Rücksichten ... auch hier in Ostpreußen. Dabei ist mir euer

General als solch ein Bulle von Energie geschildert worden."

„Warten Sie ab, Bender, daß Sie sich nicht noch einmal über diese Energie beklagen werden ... aber nun im Ernst: Die Spannung mit Polen ist wirklich nicht ärger als seit 1922 und selbst wenn man mit Rücksicht auf die letzten Ereignisse bei uns und in Rußland etwas mehr Vorsicht gebrauchen wollte, was sollte man tun? Jede Vorsichtsmaßnahme bleibt der Zivilbevölkerung nicht verborgen, wird sie aber nervös, so sind die wirtschaftlichen Folgen gar nicht abzusehen. Es würde sofort eine Massenflucht von Menschen und Kapital aus unserer „Kolonie" nach dem Reich einsetzen. Und innenpolitisch? Der General ist sicher sehr froh, daß es ihm bisher gelungen ist, im letzten Jahre im Gegensatz zum übrigen Deutschland Ruhe und Frieden zu halten, während im Reich Rechts und Links abwechselnd putschte."

„Aber man müßte doch vielleicht irgend etwas ..."

Der Leutnant Kern wurde von unbändigem Gelächter unterbrochen, immer wieder lachte man. „Natürlich der Detektiv ... der hat noch gefehlt ..."

Leutnant Kern war ein tüchtiger Offizier und guter Kamerad, der nur deswegen im Ka-

meradenkreise oft etwas stark verulkt wurde, weil er einen ausgesprochenen Vogel nach Ansicht seiner Kameraden hatte. Den „Kernschen Bewachungsvogel“. Kern trug stets mindestens einen Revolver bei sich, seine Wohnung glich einem Pistolenarsenal, das Gerücht ging sogar, er hätte versucht, ein Maschinengewehr in seiner Stube ständig unterzubringen. Kern witterte Spione und Kommunisten. Er war ständig darauf vorbereitet, auf seinen Revisionsgängen mit Sprengstoffattentätern oder Waffendieben zusammenzustoßen. Hatte er Ronde, so war es klar, daß er die Wachen einschließlich des weit entfernten Munitionsdepots mehreremal am Tage und in der Nacht revidierte. Das böse Schicksal aber wollte es nun gerade, daß dem Leutnant Kern auch die geringste Aufregung erspart blieb. Erlebten die anderen doch hin und wieder irgend etwas, vor Kern glätteten sich alle Wogen. Kern erlebte nichts. Nur einmal — da schoß er eine Brieftaube — eine polnische Brieftaube mit Agentennachrichten. Leider war es weder eine polnische Taube, noch hatte sie Briefe bei sich, sondern sie gehörte dem Gastwirt Scharwenke aus der kleinen Tuchstraße und kostete 3 Mark.

☆

„Es geschieht in Warschau.“

„Am 21. 6. 193.. um 21 Uhr findet in der Villa des Majors im Generalstabe Caesalski, Marschalkowska 147, ein Vortrag statt. Es werden dabei wichtige und überraschende Aufschlüsse über dicht bevorstehende Veränderungen, die gerade Sie interessieren, vorgetragen werden.

Euer Hochwohlgeboren werden daher dringend ersucht, an dieser Veranstaltung teilzunehmen.

Der Brief gilt als Ausweis.

Warschau, 9. 6. 193..

J. A.: Caesalski, Major.“

. . . . . .

Aus den verschiedensten Richtungen bringen zur Stunde elegante Autos ihre prominenten Insassen vor die Villa Caesalski. Man ist mit einiger Spannung dieser etwas mysteriösen Einladung gefolgt. Ein ganz unbekannter Mann, dieser Caesalski, immerhin man war durchaus nicht der einzige Neugierige, fand sich im Kreise der Besten Warschaus aus Wirtschaft, Politik, der Börse und der Presse. Und da — eine Überraschung — da traten eben auch die führenden Männer der Lodzer und der schlesischen Industrie ein. Große Begrüßung,

viel Hallo und Freundschaft, schon beginnt eine laute, lustige Konversation. Man vermeidet den anderen zu fragen, warum er eigentlich da ist.

General Novotmierski betritt den Saal. Man merkt sehr auf, man wird noch gespannter.

Novotmierski ist der Mann der großen Hoffnung. Einziger Sohn eines enorm reichen Großgrundbesitzers, durch seine Frau mit der Industrie verschwägert, war in Warschau und Posen gut gekannt und gern gesehen. Ein etwas unruhiger Geist, aber glückhaft in all seinen Unternehmungen, hatte er bereits eine fabelhafte Karriere hinter sich. Früher war er Kommandeur des I. Korps, jetzt in hervorragender Stellung im Kriegsministerium. Zu allem Glück noch ein vertrauter Freund des Präsidenten.

Man folgte seiner Einladung an der Hufeisentafel Platz zu nehmen, wurde still — wurde gespannt.

„Meine Herren, ich erzähle Ihnen nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, daß unser Verhältnis zu Deutschland einer Klärung bedarf. Wir warteten mit unendlicher Geduld die Gelegenheit zu dieser Klärung ab. Sie ist gekommen. Wir werden die Ärgernisse der Ost-

europapolitik entfernen, indem wir den Korridor, der so viel Anlaß zu internationalem Gespräch gibt, beseitigen. Und wir werden den Korridor beseitigen, indem wir Ostpreußen Polen einverleiben."

Atemlose Stille.

„Sie wissen meine Herren, daß in Rußland seit dem Mai erhebliche revolutionäre Kämpfe im Gange sind. Diese Kämpfe unterbinden vorerst jedes Interesse Rußlands an einer Außenpolitik. Rußland hat kein zuverlässiges Regiment frei, das es nicht in der Ukraine oder im Kaukasus dringend benötigte.

Deutschland befindet sich nach der mühsamen Niederwerfung des Kommunistenputsches noch immer in starker Erregung. Der Proteststreik in Mitteldeutschland und im Ruhrgebiet ist noch nicht erloschen und neue Aktionen der Kommunisten stehen unmittelbar bevor. Wir werden Ausgaben nicht scheuen, um diesen Versuchen Nachdruck zu geben. Leider ist die deutsche Reichswehr nicht so zerfallen, wie wir es auf Grund der politischen Ereignisse der letzten Jahre erwarteten. Trotzdem ist zu hoffen, daß ihre Widerstandskraft nicht ganz unberührt geblieben ist.

Bisher habe ich Ihnen wohl kaum etwas

Überraschendes erzählt, aber jetzt — jetzt bringe ich Ihnen etwas Neues.

Das 1. und 5. Korps, die 2. und die 10. Kavalleriedivision, unterstützt von allen motorisierten Teilen der Armee, allen Tankregimentern und erheblichen Flugstreitkräften werden heute abend die ostpreußische Grenze überschreiten. Die historische Mission unserer Generation beginnt. Um ihre Zuversicht und ihr Vertrauen zu stärken, werde ich Ihnen jetzt Einzelheiten der beabsichtigten Operationen bekanntgeben.

Sie wissen — alle Zeitungen schreiben davon — daß morgen bei Tagesanbruch die Manöver des 1. und 5. Korps beginnen sollen. Diese Truppenteile sind seit heute morgen dort konzentriert, wo die Manöver beginnen. Im Raume Mlawa—Soldau. Alle motorisierten Teile der Armee befinden sich dabei. Der Manöverplan sieht eine Bewegung dieser Gruppen von dort in Richtung Warschau vor. Das 5. Korps und die 10. Kavallerie-Division sollten diesen Stoß nördlich von Warschau aufhalten. Das ist also die Grundlage der vorbereiteten Manöver. Wir haben dafür gesorgt, daß dieser Plan nicht übermäßig geheim blieb. Um einen feindlichen Nachrichtendienst vollkommen zu täuschen, haben wir auch die

Quartiere für den Übungsverlauf in Richtung Warschau festgelegt.

Kein Mensch in ganz Polen — außer dem Präsidenten, dem Major Caesalski, dem Hauptmann Wrenski und mir wissen von dem Plan, wissen, daß heute nacht nicht der Vormarsch auf Warschau, sondern der Einmarsch in Ostpreußen beginnt. Wir haben genaue Arbeit geleistet, meine Herren, wir haben alle Vorbereitungen bis zur kleinsten Einzelheit so getroffen, daß ich heute nacht hier unbesorgt schlafen werde, meine Anwesenheit im Norden gar nicht erforderlich ist.

Wir waren uns von jeher darüber klar, daß die Annektion von Ostpreußen ein Kinderspiel in dem Augenblick sein muß, in dem eine Geheimhaltung der Vorbereitungen möglich wäre. Diese Bedingung ist jetzt restlos erfüllt. Um diese Zeit — 21,30 Uhr — findet in Soldau der Befehlsempfang für die Nordgruppe statt. Dort werden die Abteilungsführer nicht den erwarteten Manöverbefehl, sondern den Marschbefehl für heute nacht erhalten. Um 22 Uhr werden die Truppen ihre Manöverkartuschen ausladen und ihre Platzpatronen den Kindern schenken, dafür aber scharfe Munition empfangen. Um 23 Uhr wird die Grenze auf allen Straßen, die zu den feindlichen Grenzgarni-

sonen führen, überraschend durchschritten. Panzerwagenabteilungen fahren direkt in die Kasernen und machen jeden Versuch eines Widerstandes unmöglich. Ihr voraus werden Motorradpatrouillen das feindliche Fernsprechnetz bis weit in das Hinterland hinein unterbrechen. Unsern Blitzabteilungen folgen Radfahr-, Motorrad- und Kraftwagen-Formationen. Der Feind kommt nicht zur Besinnung. In Ostpreußen steht eine Reichswehrdivision und eine Kavalleriebrigade. Ein Regiment Infanterie ist davon im Reich — angeblich auf einem Übungsplatz, wahrscheinlich wird es aber zur Unterdrückung erwarteter Unruhen bereitgestellt. Ein weiteres Drittel der deutschen Kampfkraft werden wir in einigen Stunden in ihren Grenzgarnisonen entwaffnet haben. Sollte der Rest der schlecht bewaffneten Söldner überhaupt noch Lust und Mut haben uns entgegenzutreten, so werden wir sie in drei Tagen aus Königsberg als Gefangene abführen.

Unser 5. Korps und die 10. Kavalleriedivision werden heute nacht alarmiert und nach Norden verladen. Die Besetzung des eroberten Geländes wird durch morgen alarmierte freiwillige Verbände übernommen. Die Sokols sollen sich zum zweitenmal bewähren.

Wir werden bei diesen Operationen wohl kaum nennenswerte Verluste erleiden. Wie Sie wissen, ist der Deutsche auf Grund des Friedensvertrages so schlecht ausgerüstet, daß er sich eigentlich gar nicht wehren kann. Er verfügt überhaupt nicht über die für den heutigen Krieg unbedingt notwendigen Waffen: die Tanks und Flugzeuge, er hat nicht einmal Abwehrwaffen dagegen. Wir wissen durch unsere Spionage über die deutsche Ausrüstung genau Bescheid. Der Deutsche hält sich an die Bestimmungen des Versailler Vertrages, was wir letzten Endes Frankreich zu danken haben.

Das ganze Unternehmen ist ein Spaziergang nach Königsberg!

Sie, meine Herren, werden mir es nicht übelnehmen, daß ich mich auch bei Ihnen gegen ein unvorsichtiges Wort sichern muß. Die Geheimhaltung ist zu wichtig. Ich bitte Sie daher, bis 2 Uhr dies Haus nicht zu verlassen. Die Türen sind verschlossen. Sie sind bis dahin meine Gäste. Wir wollen die Zeit benützen, um uns über verschiedene Maßnahmen, die jetzt zu treffen sind, zu unterhalten. — Wir haben noch viel zu tun."

Rufe ... Fragen ... bleiche, rote Gesichter, erhobene Hände, ein wahnsinniges Durcheinander.

„Einen Augenblick" — Novotmierskis Stimme dringt durch — „Sie wollen fragen . . . bitte! Zu Ihrer Verfügung. Wenn ich bitten darf . . . keine langen Erörterungen, sagen Sie das Stichwort — ich werde antworten."

„Frankreich, England?"

„Frankreich und England sind von unserem Vorhaben nicht unterrichtet. Frankreich ist vor einer Woche gebeten worden, zur polnischen Regatta nach Gdingen ein Besuchsgeschwader zu entsenden. Das wird uns nichts schaden!! Außerdem . . . bevor sie ihre Meinung geäußert haben, wird der polnische Adler über Königsberg wehen."

„Amerika?"

„Wir hoffen, daß auch Amerika in seinen Entschlüssen weniger schnell sein wird als unsere Blitzabteilungen. Dort hat man übrigens auch den Kopf mit den mexikanischen Ölfragen voll und ist durch die dauernden Nachrichten über kommunistische Streiks in Deutschland sehr beunruhigt. Man fürchtet dort nur für sein Geld, man wird uns bald als die Ordnungspolizei Europas betrachten. Wirklich, wir brauchen die fremden Mächte nicht zu fürchten, wenn wir sie nur bald vor voll-

endete Tatsachen stellen. Denken Sie an Wilna!"

„Aber der Nachschub für die Armee in Ostpreußen, woher kommt denn überhaupt die scharfe Munition?"

„Vor 8 Wochen ging eine Geheimverfügung an alle Munitions- und Materialämter, in der die Fertiglagerung von Transportbeständen befohlen wurde. Darin wurde auch gesagt, daß sich das Ministerium von der Durchführung der Bestimmungen durch einen Alarm überzeugen würde. Heute vor zwei Stunden fand dieser Probealarm statt. Die Kolonnenführer haben ihre Verlade- und Transportaufträge erhalten. Ihre Übungszielorte liegen alle merkwürdigerweise im Norden ihrer Garnisonen. Am Übungsort eingetroffen, erhalten die Kolonnenführer neue versiegelte Befehle, die sie an die Ausladepunkte weisen. Ganz einfach!"

„Wie soll denn die Aktion weitergehen — selbst wenn der Angriff auf Ostpreußen glückt?"

„Sache der Regierung wird es sein durch kluge, diplomatische Taktik eine deutsche Kriegserklärung zu verzögern oder überhaupt zu verhindern. Morgen wird Warschau in Berlin versichern, ich sei ein wildgewordener Militär, die Regierung lehne meine Hand-

lungen ab, kann sogar meine Verhaftung und Wiedergutmachung versprechen. An unserer Westgrenze bleiben wir ruhig. Wir müssen ja auch erst vollkommen mobilisieren. Deutschland? Meine Herren, dieses lächerliche Volk, was wird es schon tun? Es wird den Völkerbund anrufen und furchtbar protestieren. Im Reichstag werden endlose Reden gehalten werden und die Regierung wird dreimal wechseln, Wir haben indessen Zeit, uns zum Marsch auf Berlin vorzubereiten. Ist Ostpreußen genommen, so bieten wir Deutschland Verhandlungen an. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn nicht mindestens zwei von den 20 Parteien für uns, für unsere friedlichen Vorschläge zu haben sind. Die Reichswehr? Man überschatzt diesen Söldnerhaufen erheblich. Das sind keine ernst zu nehmenden Soldaten. Es wird für unser Heer ein besseres Manöver. Und übrigens ... ich glaube noch gar nicht an einen Krieg mit Deutschland. Wir können uns auf die historische Uneinigkeit des deutschen Volkes verlassen.

Selbst wenn die Regierung den Widerstand wollte, würden von rechts und linksradikaler Seite alle ihre Anordnungen sabotiert werden, denn den Deutschen geht die Partei ja über alles.

Nie war die Gelegenheit so günstig wie jetzt. Vor 500 Jahren haben wir die Deutschen bei Grunwald in Ostpreußen vernichtend geschlagen. Morgen beginnt für die Deutschen ein neues Grunwald."

★

Der erste Schuß.

Der Wirt des Gasthauses „Polonia" heißt Georg Remski. Er ist in Soldau geboren und aufgewachsen. Gedient hat er bei den Ersten Jägern, hat dort das Eiserne Kreuz und die Unteroffiziertressen erworben. Machte seine Sache recht und schlecht, fiel nirgends auf, war Allerweltsfreund und niemandem gram. Die ganze Welt war ihm egal, wenn man ihn nur in Ruhe ließ.

Und als er nach dem Kriege das väterliche Gasthaus übernahm und Soldau plötzlich polnisch wurde, nahm er das mit der Gleichgültigkeit und beinahe Interesselosigkeit hin, die nur dem Deutschen möglich ist. Wo verdient wird, da kann man auch leben, dachte er und fügte sich gut in die veränderten Umstände ein. Als man von ihm verlangte, daß er sein altes Gasthausschild „Zum schwarzen Adler" herunternehmen und dafür ein weiß-rot verziertes mit der Aufschrift „Polonia" aufhängen mußte,

schimpfte er sehr über die Kosten, die dadurch entstanden. Aber eigentlich war ihm das auch bald egal, denn von dem Augenblick an verkehrte die ganze polnische Beamtenschaft bei ihm, und der Umsatz stieg.

Er heiratete eine Polin, die Kinder wurden polnisch erzogen und sprachen nur schlecht deutsch. Er selbst — na, er dachte eben nicht daran.

Am 21. 6. 193.. herrscht im „Polonia" Hochbetrieb. Einquartierung. Zwei höhere Stäbe liegen bei ihm, gesoffen wird seit Mittag, daß die Gardinen knattern, eine Mordszeche wird das geben. Mit Interesse und Sachverständnis besieht sich Georg Remski das militärische Leben.

Kurz nach 21.30 ist der Teufel los. Alles rennt in einer Aufregung hin und her, die durch die übliche Manöverpassion nicht genügend gerechtfertigt erscheint. Auf der Straße, die sich vor dem Gasthaus platzartig erweitert, hört Remski starkes Autohupen und das Geräusch vieler anfahrender Kraftwagen. Als er neugierig heraustritt und sich die Lastkraftwagenkolonne besieht, wird er sehr aufmerksam. Da werden aus den Lastkraftwagen große Packen ausgeladen. Die Packen werden aufgemacht. Er sieht, es ist scharfe Munition. Da fahren

schon andere Fahrzeuge daneben, die diese Munition übernehmen.

Georg Remski geht nach seinem Gasthaus zurück. In ihm ist ein ganz fremdes, neues Gefühl. Ein Gefühl, über das er sich nicht klar wird, aber anders ist ihm — wach ist es in ihm. An einer Gruppe Soldaten muß er sich vorbeidrücken, es wimmelt ja alles auf dem Platz, da sieht er, wie diese Soldatengruppe gerade mit hochroten Köpfen, mit viel Gerede und Hallo ihre Platzpatronen aus den Taschen nimmt und in den Straßendreck wirft.

„Was macht Ihr da?"

„Es gibt heute bessere, Remski, wir fahren bißchen nach Königsberg heut Nacht", sagt ein ihm bekannter Unteroffizier.

Der Wirt geht in sein Haus, schnell, als hätte er dringend zu tun. Was ist mit ihm? Was denkt in ihm, was bewegt ihn? Heiß ist ihm, würgen will ihn etwas.

Georg Remski, der polonisierte Wirt des „Polonia", der seit zwanzig Jahren an das Wort „Deutschland" nicht mehr dachte, weiß plötzlich glasklar, was er zu tun hat.

In das Haus. In die Telephonzelle. Zwei Gedanken: Sicher haben sie die Leitungen nach Ostpreußen schon gesperrt, ich muß über Posen nach Frankfurt sprechen. Der andere: Wenn

ich hier spreche, wird man es im Lokal hören, man wird zum mindesten hören, daß ich deutsch spreche.

„Frankfurt a. d. O. Polizei.“ Etwas anderes fällt ihm nicht ein.

„Wie? Ja ... Sie haben ganz richtig verstanden: Frankfurt a. d. O. Polizei ... dringend!“

Remski hat 40 Minuten in seinem Lokal herumgestanden, und man weiß nicht, was er in diesen Minuten gedacht hat. Später wurde behauptet, seine Blässe wäre aufgefallen. Es kommen mehrere Gespräche. Militärgespräche natürlich. Immer ist Remski als erster in der Zelle. Man scheucht ihn lachend weg. Es kämen ja doch nur Militärgespräche — er solle sich nicht bemühen.

„Vielleicht ... wahrscheinlich ist die ganze Grenze gesperrt. Vielleicht kann ich ... brauch ich nicht zu telephonieren ...“

Aber er wischt diesen Gedanken unwillig fort — er weiß, daß er dann etwas anderes, noch Irrsinnigeres tun, dem General dort an die Kehle springen oder Rattengift in die Bierfässer werfen wird.

Klingeln! Remski ist schon wieder in der Zelle, zieht die Tür hinter sich zu ...

„Hier kommt Frankfurt ...“

Remski schreit auf deutsch:

„Hallo . . . Frankfurt! Ist dort die Polizei?"

„Hier Polizeipräsidium Frankfurt. Wen wünschen Sie?"

„Aufpassen — ich spreche aus Soldau — die Polen werden heute Nacht . . ."

Neben der Zelle steht mit einem Kognakglas in der Hand ein polnischer Wachtmeister. Er hört deutsch sprechen. Er braucht eine Weile, bis er merkt, daß dies nicht sein darf, dann macht er leise die Tür auf — nimmt seinen riesigen Armeerevolver und schlägt dem Remski mit voller Wucht den Kolben auf den Kopf.

Remski macht mit der einen Hand eine verspätete Abwehrbewegung, sinkt zusammen, seine Lippen formen noch ein Wort — ganz leise schon — unbewußt und ungewollt schon — ein Wort, das er zwanzig Jahre lang nicht mehr ausgesprochen hat . . .

„D e u t s c h l a n d."

Da schießt ihm der Wachtmeister eine Kugel durch den Kopf.

*

Das Telephonfräulein auf dem Polizeipräsidium in Frankfurt weiß nicht recht, was sie mit diesem Anruf, mit diesem unverständlichen Satz, der durch ein starkes Knacken unter-

brochen und abgebrochen wurde, anfangen soll. Schließlich ruft sie den Bereitschaftsführer an. Auch der weiß keinen Rat. Sie soll aber auf alle Fälle in Soldau anrufen und sich nach der Nummer erkundigen.

„Keine Verbindung mit Soldau, keine Verbindung mit Posen zu bekommen."

Da meldet der Bereitschaftsführer den Vorfall nach Berlin. Dort kann man nur die Achseln zucken.

„Vielleicht ein dummer Witz ...?"

Schließlich meldet man dem Reichswehrministerium. Der Offizier vom Dienst erhält die Nachricht um 12 Uhr 30 Minuten.

☆

23 Uhr.

Grenzübergangstelle Garnsee. Ein graues, großes Auto, das trotz der klaren, warmen Nacht ein Allwetterverdeck trägt, fährt an den deutschen Schlagbaum und hält dort. Ein deutscher Zollbeamter kommt müde und langsam aus der Zollbude, tritt an das Auto, wo eben eine Tür geöffnet wird und ein Mann herauskriecht.

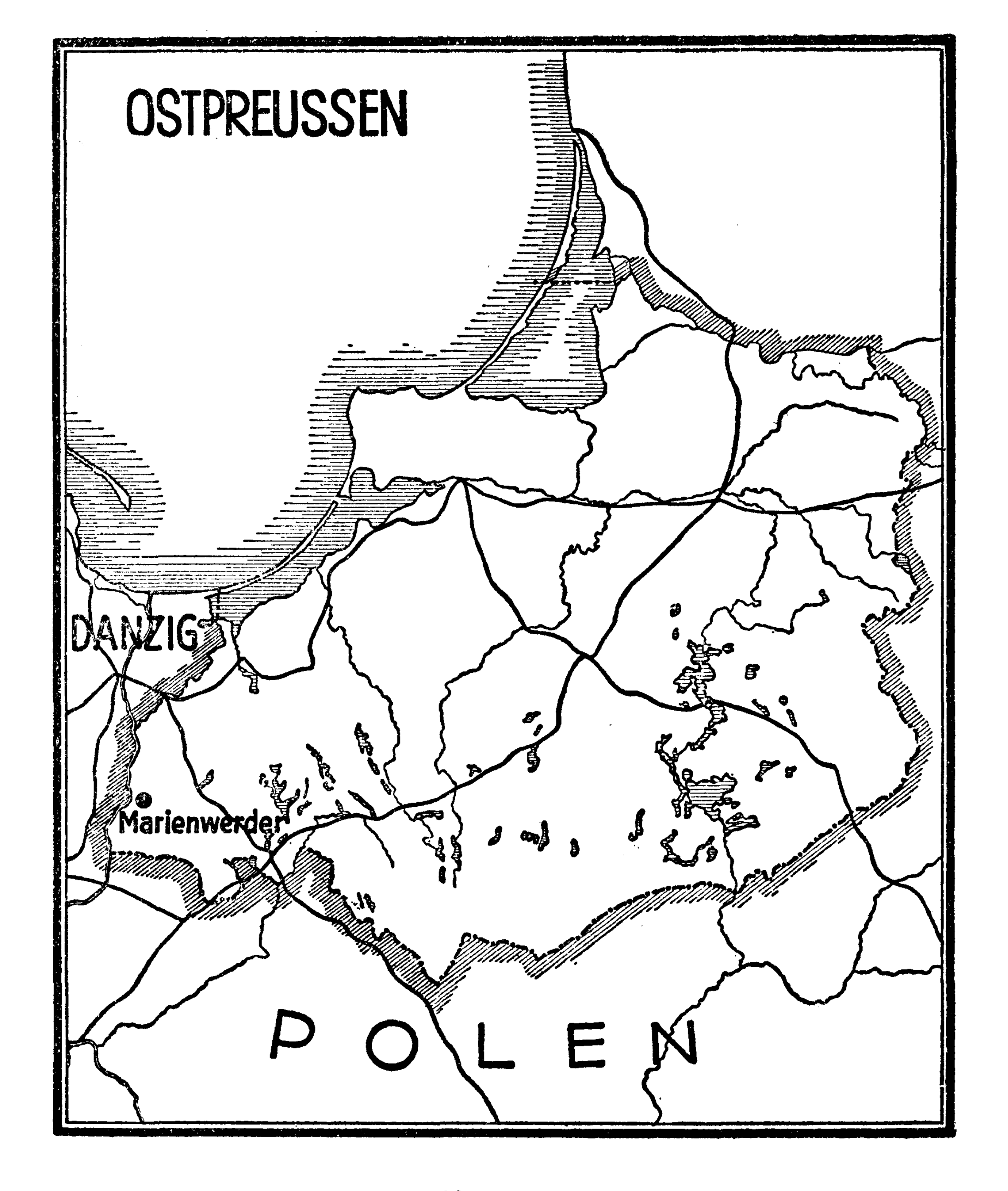
„Bitte den Paß", sagt höflich der Beamte und legt die Hand grüßend an die Mütze.

„Bitte ...", sagt der Mann und faßt in seinen langen grauen Regenmantel, „bitte ...", sagt er nochmal und hat dabei blitzschnell eine Pistole aus der Tasche gezogen, schlägt mit dem Schaft gegen die Stirn des vollkommen wehrlosen Beamten. Der knickt zusammen — ohne einen Laut.

Drei — vier Männer sind jetzt noch aus dem Auto gestiegen und laufen zu der Zollbude. Den dort am Tisch Karten spielenden drei Zollbeamten starren vier Pistolenläufe entgegen. Hände heben sich.

Die Gefangenen werden gefesselt. Das Telephon wird durchgeschnitten. Draußen kurbeln zwei Mann die Zollschranke in die Höhe. Das Auto wendet, die Scheinwerfer gehen aus — an — aus — an. Man hört jetzt Motorengeräusch. Zunächst flitzen fünf Motorräder mit Begleitern in voller Fahrt am Zollhaus vorbei. Man winkt sich zu. Dann stärkeres Fahrgeräusch — ein Panzerwagen. Nach wenigen Augenblicken folgen fünf weitere Panzerautomobile. Ihnen schließt sich das Personenauto an. Ein Mann bleibt bei den auf dem Boden des Hauses gefesselt liegenden Gefangenen zurück.

*



Ein Panzerauto
braucht von der Grenze bis Marienwerder 20 Min.,
ein Motorradfahrer 15 Minuten!

Marienwerder.

Vor der Kaserne in Marienwerder steht der Gefreite Lohse auf Posten. Er hat das Gewehr unter dem Arm und geht seinen Postenweg, zehn Schritte hin — zehn Schritte her. Wunderbares Wetter heute, da kann man das Postenstehen schon aushalten, obwohl ein kleiner Spaziergang mit krummem Arm heute auch nicht schlecht gewesen wäre. Im Garten — dicht neben der Kaserne singt eine Nachtigall. Die Stadt und die Straße liegen so still und menschenleer, daß Lohse ganz andächtig zuhören kann.

„Verfluchte Autos!" sagt Lohse vor sich hin, denn von der Hauptstraße tönt jetzt lauter und lauter werdend starkes Motorengeräusch. Da kommt der Wagen näher, kommt sogar die Auffahrtstraße zur Kaserne herangefahren und hält mit laufendem Motor vor dem Portal — direkt vor dem Posten.

„Nanu", denkt Lohse, „jetzt macht die Kraftfahrabteilung bis hierher ihre Übungen . . ." Und will eigentlich noch viel mehr denken, denn

vor ihm hält ein riesiger Panzerwagen, wie er ihn noch nie gesehen hat. Aber er hat ja keine Zeit zum Überlegen, denn im selben Augenblick hat sich eine Tür geöffnet, eine Stimme sagt in deutscher Sprache:

„Kein Laut — sonst bist du tot!" — und da hat Lohse auch schon den Lauf einer großen Pistole zwischen den Augen.

Was nun kommt, geht mit gespenstischer Schnelligkeit vor sich. Im Augenblick ist die Wache überwältigt, ohne auch nur im geringsten zur Gegenwehr gekommen zu sein. Der Wachhabende — ein Unteroffizier — setzt sich zur Wehr, schlägt mit einem Stuhl wie ein Rasender um sich, bis er von drei Bajonettstößen getroffen umsinkt. Das Portal wird aufgeschlossen, inzwischen sind auch die anderen fünf Panzerautomobile herangekommen, sie fahren auf den Kasernenhof. Vor jedem Wohnblock stellen sich jetzt die Wagen auf, richten ihre Kanone und ihre drei schweren Maschinengewehre auf die dunklen Fenster. Aus jedem Wagen steigt ein Stoßtrupp aus und stürmt in die Stuben.

„Aufstehen! Wer sich rührt, wird erschossen. Sofort auf dem Flur antreten. Leise!"

Es war keine Heldentat. Die Soldaten sind im ersten Schlaf, sind völlig verstört, sie wer-

den meist unbekleidet auf den Kasernenhof gebracht, wo sie vor den auf sie gerichteten Maschinengewehren antreten müssen.

Ein völlig geglücktes Unternehmen, die Polen verloren keinen Mann dabei. Eine Stube — die Bewohner müssen durch irgendeinen Zufall vorher wach geworden sein — wehrte sich verzweifelt. Die eindringenden Polen wurden mit Schemeln und Gewehrkolben so bearbeitet, daß es ihnen noch gerade nur unter Mitnahme eines ernstlich Verwundeten gelang, aus der Stube wieder herauszukommen. Sie wurden zur Übergabe aufgefordert — sie lehnten ab. Man drohte ihnen mit Ausräucherung durch einen Giftgasspritzapparat. Sie lehnten ab. Da brachten die polnischen Helden tatsächlich ihren Apparat an die Tür und begannen die Vergasung. Aber sie horchten vergebens auf die Hilfeschreie, die doch jeden Augenblick kommen mußten. Nach einiger Zeit brach man dann mutig die Tür auf, um sich die Toten darin anzusehen. Keine Toten. Man fand sie weder in den Schränken noch unter den Betten. Die sechs Deutschen waren, nachdem sie das Ultimatum abgelehnt hatten und bevor sich eine bewaffnete Gruppe vor ihrem nach einem dunklen Garten gelegenen Fenster aufgebaut hatte, durch eben dieses

Fenster an zusammengeknoteten Bettüchern in die Nacht verschwunden. (Übrigens ist es diesen sechs Leuten gelungen, unversehrt zu deutschen Truppen zu kommen.)

Um 24 Uhr rückte auf dem Kasernenhof eine polnische Kompanie auf Motorrädern ein. Die Panzerwagen fuhren sofort in Richtung Riesenburg weiter.

Gleich nach der Besetzung der Kaserne — das war um 23.40 Uhr — war eine Motorradpatrouille der Polen nach dem Postamt gebraust, hatte dort die anwesenden Beamten in einen Kellerraum gesperrt.

Marienwerder aber lag im tiefsten Frieden und schlief. Die Bewohner ahnten nicht, daß sie am Morgen unter dem weißen Adler erwachen würden.

*

Marienburg.

Major Stephan Szepanski ist der Bataillonskommandeur des III. Bataillons des 62. polnischen Infanterieregiments, das seit einiger Zeit in Dirschau — jetzt Tczew genannt, in Garnison steht.

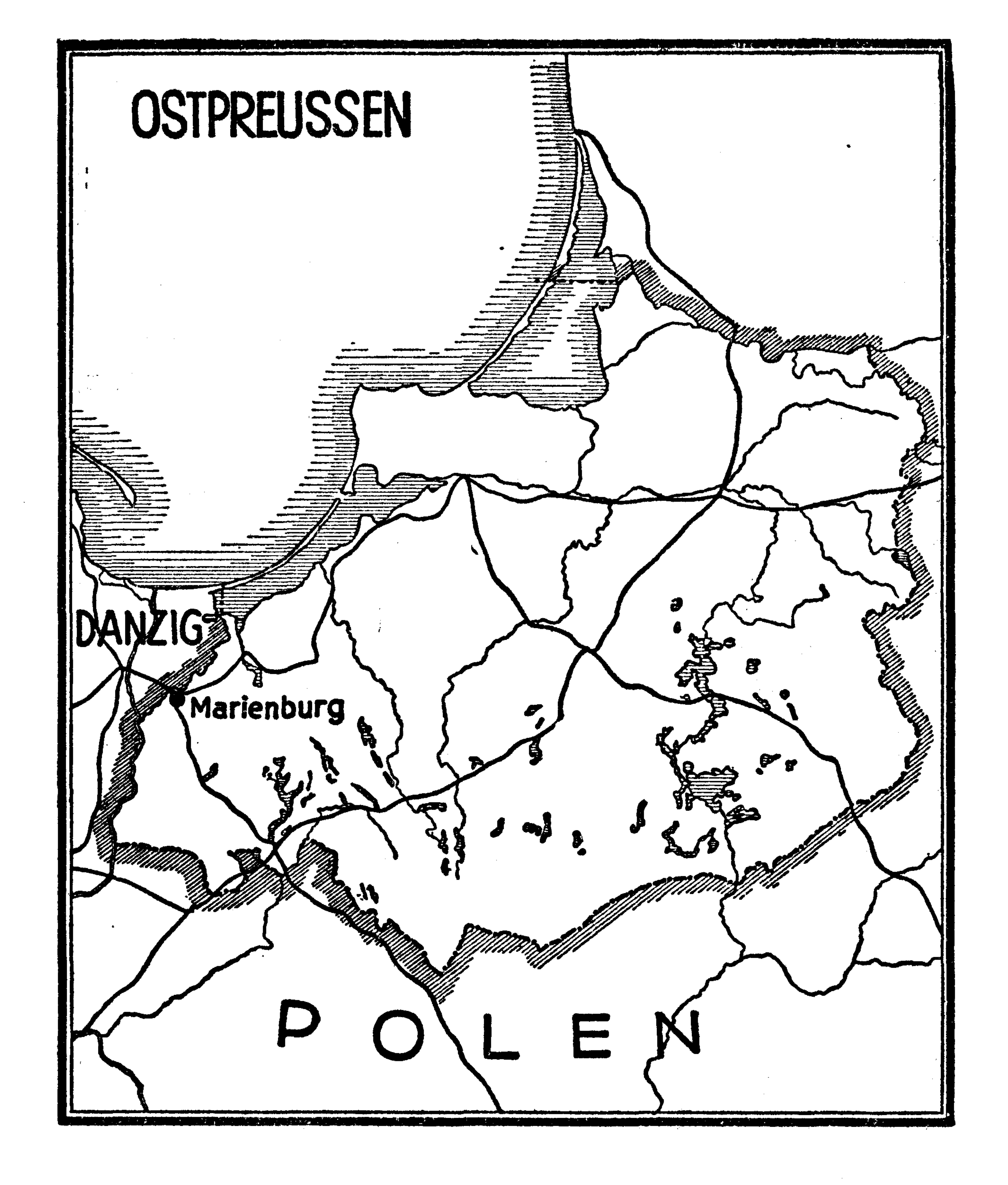
Szepanski hat gut zu Abend gegessen und dazu eine Flasche Ungarwein mühelos getrunken. Er zündet sich eben eine Zigarre an und will sich der Zeitung und der zweiten Flasche widmen. Es klopft.

„Ein Telegramm, Herr Major — ein dringendes Telegramm."

„Unerhört, um 20 Uhr wird man jetzt noch mit Telegrammen belästigt, geben Sie her — den Wisch."

„Warschau kriegsministerium befehl für bataillon szepanski sofort probealarm zweiundzwanzig uhr steht bataillon feldmarschmäßig auf kasernenhof erwartet weiteren befehl punkt"

Der Major braucht eine ganze Weile, bis er kapiert hat, daß man ihm seine Ruhe auf so



Ein Fußgänger geht von der Danziger Grenze 10 Minuten bis Marienburg!

unangenehme Weise stören will. Da ist nun sein Bataillon von dem Manöver befreit worden, aber man scheint ihm ja die Ruhe nicht zu gönnen und versetzt ihm wenigstens einen Probealarm.

„Wem habe ich diese Gemeinheit bloß wieder zu verdanken", schimpft er vor sich hin, beginnt aber gleichzeitig seine Vorbereitungen zu treffen, denn mit dem Ministerium ist doch nicht zu spaßen. Wer weiß, ob die nicht sogar durch irgendeinen hohen Herrn die Durchführung überprüfen lassen.

Und 21.45 Uhr steht das Bataillon tatsächlich fix und fertig auf dem Kasernenhof angetreten.

Da fährt auch schon eine große Limousine auf den Hof, und ihr entsteigt ein Offizier.

„Da kommt schon der Kontrolleur", denkt Szepanski und geht eilfertig auf den Offizier los. Aber er wird ein wenig enttäuscht, denn vor ihm steht ein ganz junger Generalstabshauptmann:

„Ich habe Herrn Major hier einen Brief persönlich abzugeben. Er ist sofort zu öffnen."

„Was ist das wieder für eine Teufelei", denkt Szepanski und öffnet vorsichtig den umfangreichen Brief.

Kriegsministerium Warschau, d. 21.6.193..
Gr. Generalstab

An das III./62.

1. Um 23.10 läuft auf dem Bahnhof Dirschau der fahrplanmäßige Korridor-Zug D 3 aus Berlin kommend ein.

2. Um 23 steht das Bataillon feldmarschmäßig mit scharfer Munition, ohne Fahrzeuge und Pferde, aber mit reichlicher Fahrradausstattung auf dem Bahnsteig 3, auf dem der Zug einläuft.

3. Sofort bei Eintreffen des Zuges ist er von allen Seiten zu umstellen, die Passagiere sind zu entfernen bzw. in Dirschau zu internieren. Das Bataillon besteigt den Zug. Der Zug muß zur fahrplanmaßigen Zeit abfahren.

4. Beim Eintreffen in Marienburg ist der Zug so schnell wie möglich zu verlassen und besonders dafür Sorge zu tragen, daß eine telephonische Alarmierung durch die Bahnbeamten unmöglich gemacht wird.

5. Das Bataillon marschiert im Eiltempo nach der Kaserne des dort liegenden Reichswehrtruppenteils (Radfahrer voraus). Genaue Karten für Anmarsch und für die Kasernen liegen anbei. Das Bataillon hat den Feind zu vernichten und marschiert dann so schnell

wie möglich bis an den Oberländer Kanal, wo es die Übergänge besetzt. Post Marienburg zerstören.

6. Ein Übersichtsplan, der zeigt, wie die übrigen Aktionen durchgeführt werden, liegt bei.

gez. Novotmierski.

☆

Man kann sich die Szenen denken, die sich bei Ankunft des Zuges auf dem Bahnhof Dirschau abspielten; nur wenige, die zufällig zum Fenster hinaussahen, wurden durch die spalierbildenden waffenstarrenden Soldaten auf etwas Ungewöhnliches aufmerksam gemacht. Die meisten Insassen des Zuges wurden aus dem Schlaf plötzlich mit groben Worten aufgerüttelt, mußten — die Passagiere der Schlafwagen unbekleidet — aus dem Zuge heraus und waren noch nicht ganz wach, als sich der mit Truppen gefüllte Zug bereits in Bewegung setzte.

25 Minuten später lief der Zug genau zur fahrplanmäßigen Zeit im Bahnhof Marienburg ein. Bahnbeamte, Gepäckträger, neue Fahrgäste glaubten an einen Traum, als dem Zuge aus Türen und Fenstern gleichzeitig polnische Soldaten entstiegen.

3 Minuten darauf war das Bahnhofsgebäude besetzt, 5 Minuten später jagte ein Kommando

von 50 Radfahrern der Kaserne entgegen, im Laufschritt folgten die kaum geordneten Kompanien des polnischen Bataillons.

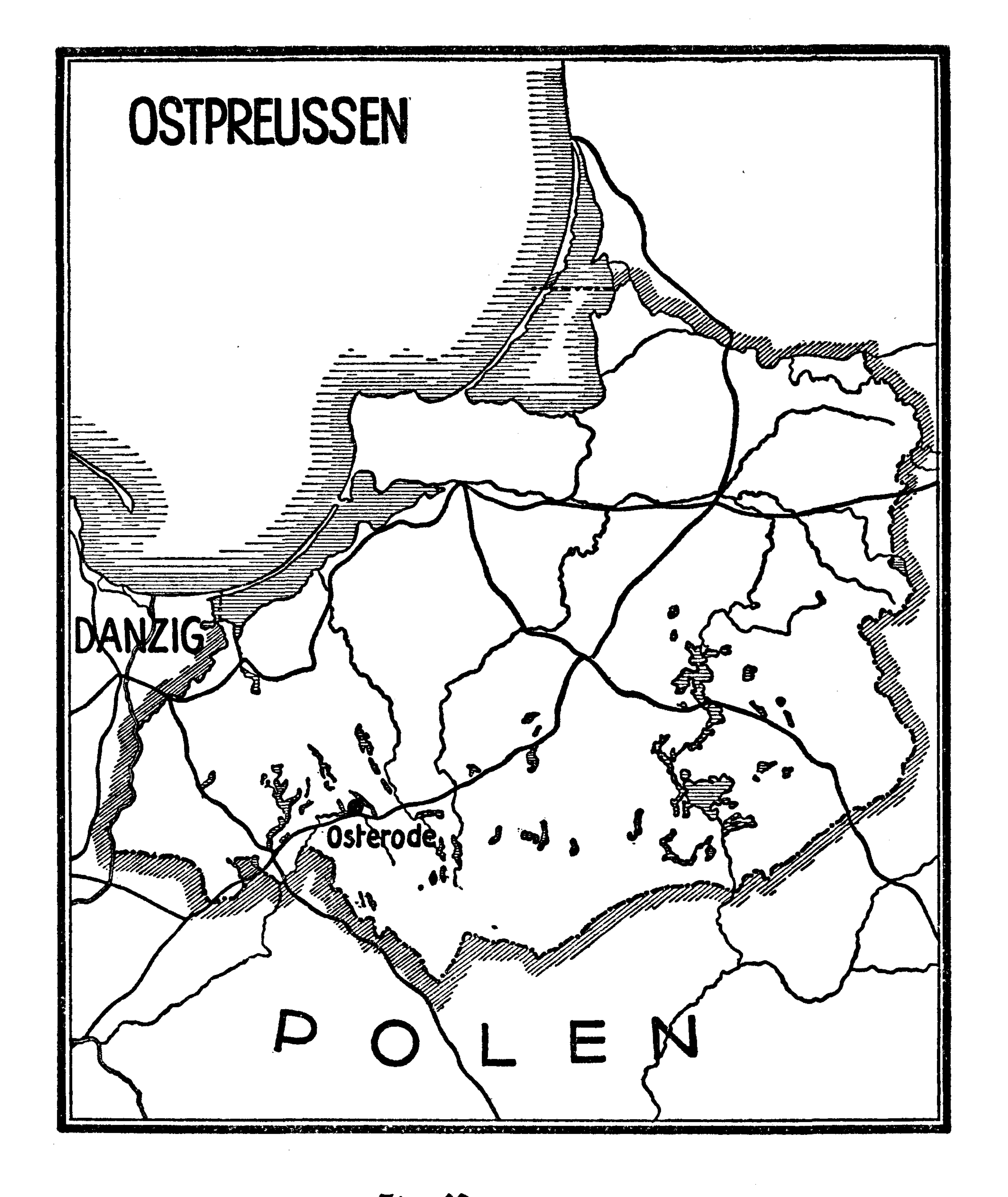
Kein Wunder, daß die Überraschung der Garnison vollkommen gelang. Jedoch wurde der Auftrag, die deutsche Garnison zu „vernichten", nicht ganz ausgeführt. Es fehlte bei diesem Unternehmen doch sehr an Ortskundigen und an einer eingehenden Vorbereitung. In den weitläufigen Kasernen kam es überall zu erbitterten Kämpfen, die die Polen Verluste kosteten. Vor allen Dingen gelang es einem erheblichen Teil der deutschen Garnison, zu entkommen. Allerdings mußten Pferde und Fahrzeuge, zum Teil auch Waffen und Munition zurückgelassen werden. Aber eine restlose Vernichtung der Deutschen war nicht gelungen und damit der Weg nach dem Oberländer Kanal auch nicht frei.

Die Deutschen konnten zwar keinen geordneten Widerstand leisten, aber das vormarschierende polnische Bataillon wurde überall von kleinen Patrouillen angeschossen, es konnte sich nur Schritt für Schritt weiterbewegen. Andererseits bedeutete für die Deutschen der fast kampflose Verlust der Festung Marienburg und die erhebliche Schwächung der

Kampfkraft des dort liegenden Bataillons eine schwere Schädigung.

Am Morgen des 22. wehte die polnische Raubfahne über der Marienburg, über der Burg, die allen Deutschen als Symbol des Deutschtums im Osten galt und heilig war.





**Ein Panzerauto
ist 35 Minuten nach Abfahrt in Polen
vor der Kaserne in Osterode!**

Osterode.

Gustav Schiemann war in der Stadt gewesen. Kein sehr erfreulicher Anlaß. Finanzamt! Nun fuhr er nach Hause. Das heißt, er hatte vorher noch mit zwei Leidensgenossen seinen Ärger heruntergespült. So war es bald Mitternacht, als er auf seinem Rade in ziemlichen Kurven seinem Heimatdorf zustrebte.

Als ihm einige Motorradfahrer und später die riesigen Kästen der Panzerwagen begegneten, fiel ihm das nicht besonders auf. Kurz vor seinem Dorf — er hatte sich schon wieder etwas nüchtern gefahren — sah er auf kurze Entfernung eine große Menge Radfahrer ankommen. Sie fuhren auf der linken Straßenseite, weil auf der rechten der Sommerweg war.

Gustav Schiemann erfaßte, daß es Soldaten wären, die dort kamen. Er dachte an sein Erlebnis auf derselben Straße mit der auf einem Übungsmarsch befindlichen Kompanie. Zuerst packte ihn der Boß, daß die Soldaten doch immer die falsche Straßenseite benützten, dann

aber dachte er an die Worte des Lehrers Krause und entschloß sich im letzten Augenblick, diesen gefährlichen Leuten aus dem Wege zu gehen. Wie merkwürdig das Schicksal spielt. Gerade dieser Entschluß mußte ihm zum Verderben werden.

Der polnische Leutnant, der den Spitzenzug des Radfahrerbataillons führte, hatte einen ganz genauen Auftrag, wie er ihm begegnende deutsche Zivilisten zu behandeln hätte. Er sollte im allgemeinen alle Leute ruhig unbeachtet lassen, nur Autos, Motorräder und ihm besonders verdächtig erscheinende Personen mußte er festhalten, sie eventuell kurzerhand beseitigen.

„Wir können bei unserm Unternehmen nicht viel Rücksichten walten lassen. Es kommt auf ein paar lumpige Deutsche gar nicht an", war ihm gesagt worden.

Vielleicht war der polnische Leutnant etwas nervös, vielleicht war an der Wendung, die Schiemann plötzlich machte, wirklich etwas sehr Auffallendes. Es ist ja immer schwierig, hinterher die Beweggründe zu plötzlichem, impulsivem Handeln festzustellen. Genug: Es geschah. Der Leutnant machte nur eine Handbewegung. Ein Mann sprang vom Rade herunter und lief auf Schiemann zu.

„Da haben sie mich doch wiedererkannt", dachte erschreckt Gustav und dachte noch mehr, denn jetzt erkannte er, daß dies kein deutscher Soldat war, der mit gezogener Pistole auf ihn zutrat.

Der Pole schoß ihn wie einen tollen Hund aus nächster Nähe vor die Stirn.

*

Der Gefreite Neumann von der 9. Kompanie in Osterode geht vergnügt pfeifend nach Hause. Er ist mit sich und der Welt zufrieden. Es ist noch nicht 24 Uhr, aber am nächsten Tage hat die Kompanie Ausmarsch, und da kann es nicht schaden, wenn man ausgeschlafen hat. Immer wieder Ausmarsch, Exerzieren, Bims — nun schon sechs Jahre lang. „Unteroffizier werde ich nie", denkt er, „bin wahrscheinlich zu dumm dazu. Ja, wenn man mal so richtig beweisen könnte, daß man das Herz auf dem richtigen Fleck hat, aber in dem ewigen Einerlei —"

Er geht an dem Kasinogarten entlang, die Straße ist ganz dunkel, wird jetzt etwas erleuchtet von den Scheinwerfern eines näherkommenden Autos, das vor dem Kasernentor hält. Auch Neumann ist nur noch 30 Schritt von dem großen Gittertor entfernt. Er bleibt

im Schlagschatten des Zaunes einen Augenblick stehen, denn er erkennt die Umrisse eines Panzerautos. Eine Klappe hat sich dort drinnen geöffnet, und eine befehlende deutsche Stimme ruft:

„Tor aufmachen! Wir stellen hier unsere Wagen unter. Hat die Kraftfahrabteilung uns nicht angemeldet?"

„Komme schon . . ." sagt der Posten an der Innenseite — ein junger Soldat — und geht nach dem Schilderhaus, um den Torschlüssel zu holen.

Draußen hat der Gefreite Neumann erkannt, daß dies kein deutscher Panzerwagen sein kann. Die wenigen deutschen Wagen sind uralt, stammen noch aus dem Kriege, man mußte ihnen sogar auf Anordnung der Entente die Rückwärtssteuerung ausbauen. Dies da aber ist ein ganz moderner Wagen, wie ihn der deutsche Soldat nur aus Abbildungen, die ihm im Unterricht gezeigt werden, kennt. Jetzt aber sieht er für eine Sekunde in einer offenen Luke den Lauf einer Pistole blitzen. Neumann ist wahnsinnig erschrocken, er überlegt nicht, was er tut, Instinkt handelt in ihm:

„Mensch, schieß doch, das sind ja Polen, schieß . . ." schreit er.

Der Posten reißt das Gewehr herunter, will

entsichern — im selben Augenblick fallen aus dem Panzerwagen einige Schüsse — der Posten dreht sich einmal um sich selbst und fällt wie ein Sack in sich zusammen. Auch nach Neumann wird geschossen, aber der ist wie ein Blitz verschwunden, hat den Gartenzaun überklettert und rennt zu seiner Kompanie. Der Panzerwagen fährt wie ein wütend gewordenes Untier gegen den Stahlzaun — der knackt wie eine Schaufensterscheibe auseinander — aber die Wache ist durch die Schüsse alarmiert, sie wird zwar überwältigt — aus dem Panzerwagen einfach abgeschossen, ohne daß sie etwas gegen das graustählerne Ungetüm ausrichten kann, trotzdem, es dauert Minuten, ehe der Wagen, gefolgt von den inzwischen herangekommenen anderen, auf den Kasernenhof fährt.

In den Wohnblocks hat dieser und jener das Schießen gehört. Man weckt sich gegenseitig. Neumann ist zu seiner Kompanie, geradeswegs in das Zimmer seines Leutnants gelaufen. Er weckt ihn. Der ist vollkommen verschlafen, versteht ihn gar nicht. Da reißt Neumann kurz entschlossen den Leutnant mit einem Ruck aus dem Bett.

„Was ist los? Bist du verrückt?" schreit der, jetzt ganz wach.

„Polnischer Panzerwagen ist am Portal... den Posten haben sie schon niedergeschossen... sie sind schon durch, die Wache schoß eben noch ..."

„Lauf ... bediene das Alarmhorn ... sag dann im mittleren Korridor Bescheid ... ich bin im unteren Flur ... lauf!"

Schon sind die polnischen Stoßtrupps da, aber sie sind nur schwach und haben sich ganz darauf verlassen, daß sie eine völlig schlafende Kaserne vorfinden. Ihr Mut sinkt erheblich als sie merken, daß nicht alles glatt geht.

Sie stoßen überall auf Widerstand, einen ganz unorganisierten Widerstand zwar, der aber so maßlos wütend und verbissen geleistet wird, daß sich die Stoßtrupps bald ihrer Haut wehren müssen.

Wütende Männer, halb oder gar nicht bekleidet, greifen sie mit allem, was nur erreichbar ist, an. Stiefel, Eimer, Schemel dienen als Wurfgeschosse, Gewehre sind auch schon zur Hand, und die Polen müssen bald fluchtartig in das Innere ihrer sicheren Wagen zurückkriechen, haben besonders bei der von Neumann geweckten Kompanie eine ganze Anzahl Tote und Verwundete zurückgelassen.

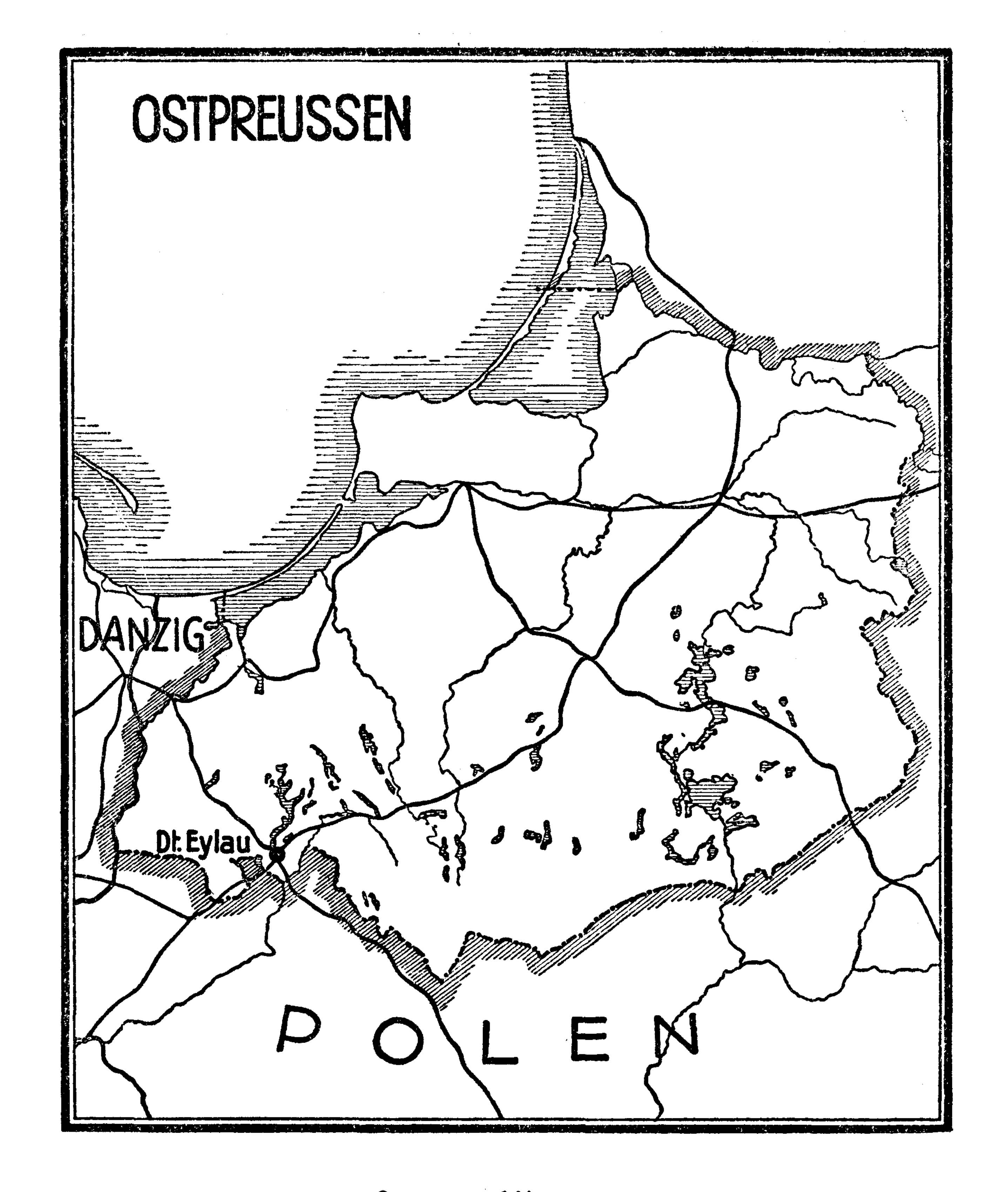
Die Panzerwagen fahren nun wie wildgewordene Raubtiere auf dem Kasernenhof um-

her, wütend schießen sie mit Maschinengewehren in die Fenster. Sie erreichen damit natürlich nichts. Nicht ein Mann wird verwundet, aber ebensowenig können die Deutschen etwas gegen die Ungetüme unternehmen. Immerhin können sie sich im Inneren der Kaserne sammeln, ausrüsten und bewaffnen. Nur an den Fenstern und auf dem Hof darf man sich nicht blicken lassen.

Die Überraschung ist gänzlich mißlungen. Bedenklich wird die Lage erst, als die zweite Staffel der Polen eintrifft. Es ist eine Kompanie auf geländegängigen Lastkraftwagen mit einer motorisierten Feldhaubitzbatterie. Die deutschen Kompanien müssen nun die Kaserne räumen und können die wertvollen Bestände an Bekleidung und Munition, nicht einmal alle Pferde und Fahrzeuge mitführen. Die Panzerwagen stören jede Bewegung außerhalb der Gebäude. Der Abmarsch kann nicht auf der Straße vor sich gehen, sondern muß über freies Feld stattfinden. Es entstehen schmerzliche Verluste.

Osterode ist in polnischer Hand.

☆



In 40 Minuten
ist eine Radfahrerkompanie nach Passieren der Grenze
in Deutsch-Eylau!

Deutsch-Eylau.

Leutnant Kern hat Ronde. Das ist immer einer der bedeutenden Tage im Leben für ihn. Immer wieder geht er mit der Hoffnung auf Abenteuer seine nächtlichen Revisionen, immer wieder mit vergeblicher Erwartung, denn die Wachen haben sich schon sehr auf ihn eingestellt, sie wissen, daß sie an den Tagen, an denen er Ronde hat, unter gar keinen Umständen bummeln dürfen.

Kern hat das Munitionsdepot, das 3 Kilometer vor der Stadt liegt, eben revidiert und zu seinem Leidwesen alles in Ordnung gefunden. Es ist 23.10 Uhr, als er von dem Feldweg, der zum Depot führt, auf die große Straße einbiegen will.

Ein Motorrad kommt in Richtung auf die Stadt in voller Fahrt angebraust, bremst und hält 10 Meter vor ihm.

Der Leutnant erkennt zwei Männer. Einer davon steigt ab und geht ein paar Schritte auf den Straßengraben zu. Der andere bleibt auf dem Rad sitzen, der Motor läuft. Kern geht

etwas näher, er hat keinerlei Argwohn, aber er interessiert sich so für Motore, daß er an keinem vorbeigehen kann, ohne wenigstens festgestellt zu haben, welche Marke es ist.

Drei Schritt vor dem Mann. Der sieht ihn — erschrickt furchtbar — greift nach einem Pistolenfutteral — Kern schreit:

„Hände hoch!"

Zitternd gehorcht der Mann. Kern hat seine Pistole schon raus, da sieht er wenige Meter weiter den anderen Kerl die Hand heben — ein Knall — gleichzeitig spürt der Leutnant einen heftigen Schlag gegen seinen linken Oberarm — spürt einen Schmerz — drückt gleichzeitig in Richtung auf den Schatten drüben ab — man hört einen Schrei — einen Fall — der Mann am Motorrad, der mit der Hand bereits wieder an seinen Riemen mit der Pistole tastete, nimmt ruckartig die Hände wieder in die Höhe — drüben hört man es dumpf von der Erde her röcheln. Das Röcheln wird leiser.

„Verstehst du deutsch?"

Zögernd: „Etwas..."

„Du fährst jetzt dorthin, wohin ich dir sage ... mucke nicht! Du hast meine Pistole an der Hüfte sitzen ... gib erst mal dein Schießeisen her."

Starkes Motorengeräusch kommt auf der Straße näher, Kern nimmt dem Polen gerade die Pistole ab und sieht, wie ein höhnisches Lächeln für einen Moment über dessen Gesicht geht.

„Fahr los! ... So schnell du kannst. Denk ja nicht, daß du wegkommst... werden wir eingeholt, ist immer noch Zeit, dir eine Kugel durch den Magen zu jagen. Los!"

Es wird eine wilde Jagd. In wenigen Minuten sind sie in der Kaserne.

„Alarm!" schreit Kern, „die Polen sind hinter uns. Panzerautos. Tor schließen. Alarmbefehl an die Vermittlung durchgeben."

★

Der polnische Panzerwagen steht vor der Tür. Es ist alles ruhig. Kein Posten zu sehen. Die Fenster dort, wo das Wachlokal ist, sind vollkommen dunkel.

„Aufmachen. Hier Kraftfahrabteilung 1. Wir wollen hier unsere Wagen unterstellen. Aufmachen!"

Eine Weile rührt sich nichts. Das stabile Eichentor ist hier nicht so ohne weiteres einzudrücken.

Eine Tür öffnet sich vorsichtig in dem Wagen, heraus klettert eine dunkle Gestalt — dann

noch eine, sie treten an das Tor, rütteln daran, sehen die Klingel und läuten. Man hört innen Schritte. Sie fassen mit der rechten Hand in die Tasche, wo die geladene Pistole schußfertig steckt. Die Tür wird langsam aufgeschlossen, es wird daran gerüttelt — nochmals geschlossen, wieder gerüttelt — plötzlich springt die Tür auf — vier kräftige Fäuste packen die beiden — ziehen sie herein — schon ist die Tür wieder geschlossen.

Motorengeräusch — die anderen Panzerwagen der Abteilung fahren heran, man fragt, ruft, schimpft.

Der Überfall auf diese Kaserne war mißlungen, das mußten die Polen einsehen, nun durften die Deutschen wenigstens nicht ungehindert abmarschieren. Der polnische Hauptmann erfaßte gleich die Lage, teilte die sechs Wagen ein, und diese begannen auf allen äußeren Straßenseiten der Kaserne Aufstellung zu nehmen. Die Polen konnten nicht in die Kaserne rein, die Deutschen konnten nicht heraus. Die Sache stand für die Polen erheblich besser, sie konnten in aller Ruhe auf die Verstärkungen warten und erhielten noch dazu die Nachricht, daß der Überfall auf die beiden anderen Kasernen, wo der Rest des Bataillons lag, völlig geglückt sei.

Die Deutschen in der Kaserne erkannten ihre Lage sehr wohl. Sie war hoffnungslos. Ja, wenn sie Tankabwehrgeschütze gehabt hätten, wäre die Sache sehr einfach gewesen. Die paar Panzerwagen wären dann schon längst erledigt. Bitter empfanden in diesen Augenblicken alle das Unerhörte des Versailler Schanddiktates, das die deutschen Soldaten zu wehrlosen Opfern der modernen Waffen machte, indem es ihnen sogar die Mittel, sich gegen sie zu verteidigen, nahm.

Es blieb den Deutschen nur eine Rettung: Die Übergabe. Die Polen forderten sie dazu auf, als ihre Verstärkungen eintrafen. Der Oberleutnant, der die Verteidigung der Kaserne leitete, deutete nur mit dem Finger nach der Stirn des polnischen Offiziers. Er mußte ihn bis zum Tor begleiten, denn die Soldaten waren vor Erbitterung und Wut kaum vor Tätlichkeiten gegen den Parlamentär zurückzuhalten.

Es begann ein merkwürdiger Kampf. Die Polen griffen nicht an, sondern beschränkten sich zunächst darauf, die Vorderfront der Kaserne mit ihrer Haubitzbatterie zusammenzuschießen. Als sie die nach zweistündiger Beschießung entstandene Ruine besetzen wollten,

wurden sie so böse empfangen, daß sie mit großen Verlusten diesen Versuch aufgaben.

Zur neuen Beschießung fehlte Munition. Die Polen mußten warten, bis neue Ergänzung herangekommen war. Kostbare Zeit ging verloren. Es war kein guter Anfang für diese polnische Kolonne.



Königsberg.

Im Wehrkreiskommando im Zimmer des Offiziers vom Dienst läutet kurz vor 24 Uhr das Telephon.

„Offizier vom Dienst."

„Hier kommt Dt.-Eylau — Dt.-Eylau — bitte melden!"

„Ja ... hier Offizier vom Dienst ... Wehrkreiskommando."

„Hier Leutnant Kern. Polnische Truppen sind in deutsches Gebiet eingerückt ... Panzerwagen und bewegliche Infanterie. Ich habe einen polnischen Motorradfahrer beim Zerschneiden von Leitungen getroffen. Die Panzerwagen sind schon hier, am Portal schießt man schon. Haben Sie mich verstanden? Ich muß jetzt weg ..."

Der Offizier vom Dienst sitzt eine Sekunde

wie betäubt, dann aber beginnt er mit der Exaktheit einer Maschine zu arbeiten.

„Fernspruch an alle Garnisonen: Poleneinfall — Alarm — Befehle folgen."

Dann alarmiert er das Wehrkreiskommando und die Garnison Königsberg, bestellt ein Auto, ruft den Wehrkreiskommandeur an und meldet ihm, daß er in 10 Minuten bei ihm ist. Wieder läutet das Telephon.

„Hier Vermittlung. Marienwerder, Marienburg, Osterode, Ortelsburg, Dt.-Eylau meldet sich nicht mehr."

„Aber das ist ja nicht möglich ... versuchen Sie nochmal."

„Amt hat mehrmals versucht. Keine Verbindung zu bekommen. Anscheinend Störungen."

Jetzt ist die Ablösung für den Offizier vom Dienst da. Er will zum General. Nochmal das Telephon:

„Kommandantur Truppenübungsplatz Arys meldet starken Fliegerangriff, der noch andauert."

☆

Der Offizier steht vor dem General. Er hat ihm das, was er weiß, gemeldet. Er sieht ihm ins Auge. Er wartet — wie wird er die Nachricht aufnehmen. Wird er zusammenbrechen

unter der Last, die ihm hier aufgebürdet wird? Er wartet. 10 000 Soldaten, Millionen von deutschen Männern und Frauen warten mit ihm — in ihm — in diesen Sekunden.

„Wirst du uns der rechte Führer sein? Bist du der rechte Mann zur rechten Stunde?"

Der General hat in der ersten Sekunde ein wenig die Hand gehoben — so als ob er etwas abwehren wollte — vielleicht sollte die Hand auch nach dem Herzen fassen — aber er fängt sie ab, sie fährt die Knopfreihe entlang, sein Blick ist ruhig, beherrscht. Seine Stimme ist ganz ruhig:

„Stab auf das Kommando. Polizei benachrichtigen. Königsberg muß mit Fliegerangriffen rechnen. Zivilbevölkerung warnen. Garnison Allenstein nur eine Kompanie zur Abwehr einsetzen, alles andere soll Abtransport vorbereiten. Ich bin in 10 Minuten auf meinem Geschäftszimmer zu erreichen."

Der Leutnant, welcher vor einigen Minuten noch mühsam das Zittern unterdrückt hat, ist jetzt vollkommen ruhig. Eine überzeugende, selbstverständliche Sicherheit geht von dem General aus. Jeder, der mit ihm spricht, ja jeder, der durch zehn Instanzen seinen Willen spürt, wird von der überzeugenden Kraft dieser Persönlichkeit erfaßt werden.

Ostpreußen kann ruhig sein. Ostpreußen hat seinen Führer.

*

Königsberg — Berlin.

Um 4 Uhr morgens hat man in Königsberg beim Wehrkreiskommando schon einen gewissen Überblick über die Lage. Mit Berlin steht man seit 1 Uhr über das Ostpreußenkabel telephonisch in Verbindung.

Der General orientiert gerade den Chef der Heeresleitung.

„Die Nachrichten, die wir von der Grenze haben, sind spärlich. Anscheinend ist es polnischen Agenten gelungen, wichtige Telephonlinien zu zerstören. Wir haben jetzt folgenden Eindruck: Der Pole greift in breiter Front — rechter Flügel über Willenberg — linker Flügel über Marienwerder an. Es handelt sich durchweg um schnell bewegliche Abteilungen. Der Angriff scheint glänzend organisiert. Im einzelnen: Aus Marienwerder keine Nachrichten. Telephonverbindung von Anfang an gestört. Man muß das dortige Bataillon wohl als verloren annehmen. Marienburg ist in polnischer Hand. Die Kaserne wurde überraschend genommen. Die Verluste an Menschen und Material sind erheblich. Die Reste

des Bataillons gehen kämpfend auf den Oberländerkanal zurück. Die Polen drängen nach. Riesenburg antwortet nicht mehr. Es steht nicht fest, ob es auch von den Polen besetzt oder nur die Leitung dorthin zerstört worden ist. Deutsch-Eylau ist in polnischer Hand. Vor einer Stunde hatten wir allerdings noch eine Meldung, daß sich dort eine Kompanie, die anscheinend durch irgendeinen Zufall rechtzeitig alarmiert wurde, in den Trümmern ihrer stark unter polnischem Artilleriefeuer liegenden Kaserne immer noch verzweifelt wehrt, obwohl sie von allen Seiten eingeschlossen ist. Garnison Osterode hat sich dem Angriff entzogen, geht in Richtung Guttstadt beständig kämpfend zurück. Auch hier Verluste an Menschen und Material. Die Überraschung glückte den Polen auch in Ortelsburg. Eine Kompanie, die gerade zu einer Nachtübung ausgerückt war, versucht zu entkommen, ich bin um ihr Schicksal sehr besorgt, weil sie keine einzige scharfe Patrone bei sich hat. Glücklicherweise ist die Alarmierung von Allenstein noch rechtzeitig gelungen. Ein feindlicher Bombenangriff auf die Kaserne verlief daher wirkungslos. Eine Kompanie sichert südlich Allenstein den Abtransport der übrigen Garnison.

Hier in Königsberg, wo die ersten Fliegerbomben um 1 Uhr niedergingen, waren die Kasernen auch alarmiert. Da die Flieger hier aus erheblichen Höhen abwarfen — die Anwesenheit von Flugabwehrgeschützen ist den Polen ja bekannt — ist der Sachschaden in der Kaserne gering, die Zivilbevölkerung hat jedoch erhebliche Verluste erlitten. Wir haben bisher gegen 100 Tote und 500 Verletzte festgestellt. Zwei feindliche Bombenwerfer wurden abgeschossen. Wir rechnen jeden Augenblick mit einer Wiederholung des Angriffs. Auch alle anderen Garnisonen, die nicht an der Grenze liegen, wurden zwischen 1 und 2 Uhr bombardiert. Besonders heftig war der Angriff gegen den Truppenübungsplatz Arys, wo zur Zeit die beiden Reiterregimenter üben.

Da die Flugzeuge hier bis auf 200 Meter heruntergingen, waren die Treffer zahlreich und die Verluste bedeutend. Die Division hat — soweit es sich bisher übersehen läßt — die Hälfte ihrer Gefechtskraft verloren. Ich halte es für aussichtslos, mit einer so geringen Kampfkraft den Polen entscheidend entgegenzutreten. Ich will deshalb meine Kräfte auf Königsberg konzentrieren. Der Pole scheint vorläufig die Tendenz zu haben, möglichst weit, jedem Widerstand ausweichend, in Richtung

Königsberg vorzustoßen. Wenn wir nur Tankabwehrgeschütze hätten . . .! Meine Regimenter sind machtlos gegen einen starken Tankangriff."

„Aber hören Sie . . . wie ist dieser Überfall in diesem Ausmaß nur möglich? Haben denn alle Posten und alle Zollbeamten geschlafen?"

„Uns selbst unerklärlich, wir haben ja noch nichts erfahren, tappen vollkommen im Dunkeln. Wann können wir mit einer Unterstützung rechnen? Wir brauchen Munition, Waffen und bald auch Hilfe."

„Der Befehl zum Verladen von Munition ist gegeben. Wir müssen jedoch abwarten, bis die Flotte soweit gefechtsklar ist, daß sie den Schutz gegen die polnische Flotte wirksam übernehmen kann. In Gdingen liegt gerade ein starkes französisches Geschwader — Linienschiffe und Unterseeboote — wir befürchten stark, daß dieser Besuch kein Zufall ist und daß wir mit dieser, unserer Flotte überlegenen Kraft werden rechnen müssen."

„Auf uns können Sie sich hier verlassen . . . Was beabsichtigt die Regierung zu tun?"

„. . . . . ."

„Hallo, sind Sie noch da . . .? Hallo, hören Sie mich nicht?"

„. . . . . ."

In diesem Augenblick war es zwei polnischen Spezialschiffen gelungen, das Ostpreußenkabel zu fischen und zu zerstören. Ostpreußen konnte mit Berlin nicht mehr sprechen, war auf die mangelhafte Verbindung durch Funksprüche angewiesen.

*

Achtung — Überfall.

Eine der Hauptsorgen des Wehrkreiskommandos in Königsberg war es, die Nachricht von dem polnischen Überfall so weiterzugeben, daß die gesamte Zivilbevölkerung möglichst rechtzeitig davon erfuhr und sich entsprechend verhalten konnte. Soweit es möglich war, wurde die Nachricht telephonisch oder telegraphisch durchgegeben. Auch durch den Sender Heilsberg wurde ununterbrochen die Schreckensnachricht verbreitet und die Bevölkerung gewarnt.

„Achtung Ostmarkenrundfunk — Heilsberg — Königsberg — Danzig — Polnische Truppen haben soeben die ostpreußische Grenze überschritten . . ."

So wurden auch einige wenige, die in später Nacht an ihrem Radio experimentierten, aufgeschreckt. Aber nur wenige, denn wer sitzt in der Nacht nach 1 Uhr am Radio. Überall ge-

langte die Nachricht von dem Überfall selbst am 22. 6. noch nicht hin. Viele Güter und einsame Gehöfte erfuhren erst am Nachmittag des 22. durch Boten von dem Unglück. Auf diese Weise kamen die merkwürdigsten Situationen zustande. Eine gegen Mittag des 22. in Stellung rückende Reichswehrabteilung wurde zum Beispiel von dem Besitzer des Gutes in grober Weise wegen Flurschadens zur Rede gestellt. Der Besitzer ließ sich auf keine Erörterungen ein und erfuhr erst, als er kochend vor Wut auf dem Landratsamt erschien, von dem erheblich größeren Flurschaden, der ihm noch bevorstand.

Zu dem Unglück am 21. wäre es gar nicht in einem solchen Ausmaße gekommen, wenn die deutsche Zivilbevölkerung nicht allen militärischen Dingen mit der Zeit so schimmerlos gegenübergestanden hätte.

Aber die deutsche Bevölkerung der Nachkriegszeit war so harmlos, unaufgeklärt und sorglos, daß die merkwürdigsten Dinge möglich wurden. Zum Teil sahen ganze große Landstriche in Deutschland kein Militär, wußten also auch nicht wie es aussieht — oder wie es nicht aussieht. Polnische Abteilungen sind auf ihrem Wege zu den Garnisonstädten natürlich mehrfach gesehen worden. Einige wenige sind

ja auch auf dem Lande noch spät unterwegs. Aber entweder kapierten die Liebespärchen und Nachtwächter gar nicht, was gespielt wurde, dachten, wie nachher aufgeklärt wurde, es handele sich um deutsche Truppen oder sie wußten nicht, wie sie ihre Bemerkungen weitergeben sollten. Hier liegen einige Aussagen von später vernommenen Einwohnern vor. Aus diesen geht klar hervor, daß eine geistig-militärisch nicht so weit abgerüstete Bevölkerung den Polen erheblich mehr Schwierigkeiten gemacht haben würde.

Der Melker Adam Niklaus, 26 Jahre alt, aus L. sagt aus:

„Ich stand am 22. 6. gegen 0,30 Uhr am Ortsausgang von L. (an der Straße von Marienwerder nach Riesenburg) und unterhielt mich mit meiner Braut. Als ein Motorradfahrer von Marienwerder herkam, traten wir hinter einen Baum, um von dem Scheinwerfer nicht so angeleuchtet zu werden. Das Motorrad, das sehr schwer war, hielt dicht in unserer Nähe mit laufendem Motor. Der Beifahrer stieg ab und setzte ganz schnell mehrere Stangen zusammen. Er trat nun an die Telephonleitung heran, es gab scharfe Knackse und die Drähte fielen zerschnitten herunter. Ich ging auf den Mann zu und fragte, was er da mache. Er war

ganz in Leder angezogen und erschrak sehr. Er faßte nach einer langen Pistole, die er an einem Riemen trug, dann aber lachte er und zeigte mit dem Finger nach der Stirn. Gesagt hat er nichts und ist gleich mit dem anderen weitergefahren. Ich ging nun zu meinem Vater, weil mir die Sache verdächtig war. Der sagte, es wäre wohl einer von der Post. Ich ging noch zu dem Gemeindevorsteher, aber der dachte, ich wäre betrunken und sagte, ich sollte mich ins Bett scheren."

Es handelte sich hier wohl um eine der zahlreichen polnischen Motorradpatrouillen, die in dieser Nacht weit ins deutsche Land vorstießen und überall die Telephonleitungen zerstörten.

Fräulein Anna Kolbe aus Willenberg, 27 Jahre:

„Ich sollte in der Nacht für meine Mutter in die Apotheke gehen. Es war gegen 12 Uhr. Unterwegs hielt dicht neben mir ein großes graues Auto. Innen war alles dunkel, und ich konnte nur schlecht ein paar Herren erkennen, die so aussahen wie Soldaten. Einer fragte: „Bitte Fräulein, wo ist hier die Post?" Ich zeigte den Weg. Da der Mann etwas gebrochen deutsch sprach, habe ich mich noch gewundert, daß so einer Soldat wird und habe meiner Mutter davon erzählt."

Bankbeamter Stenzel aus Gilgenburg, 25 Jahre:

„Wir hatten im „Deutschen Haus" unseren Stammtisch und kamen nach 23 Uhr aus dem Restaurant. An uns vorbei fuhren 6 Panzerautomobile. Sie fuhren mit starken Scheinwerfern, und wir haben keinen Augenblick geglaubt, daß es nicht deutsche wären. Wir haben uns noch unterhalten und geschimpft, daß hier so lange kein Manöver der Reichswehr war. Als ich schon in mein Haus gehen wollte, kam eine lange Kolonne Motorradfahrer mit Beiwagen vorbei. Ich hielt auch diese für deutsches Militar, da sie Lederjacken und Sturzhelme trugen.

Daß unsere Reichswehr Panzerwagen und Motorradkompanien nicht hat, war mir nicht bekannt."

Bezeichnend für die Vorgänge an der Grenze ist das Erlebnis des Apothekers Schell in Garnsee. Garnsee ist ein ganz kleines Städtchen von ungefähr 1000 Einwohnern, das unmittelbar an der Grenze liegt und von den polnischen Truppen auf dem Wege nach Marienwerder passiert werden mußte. Schell hatte sich einige Minuten nach 23 Uhr von seinem Stammtisch verabschiedet, um nach Hause zu gehen. Nach wenigen Schritten blieb er er-

staunt stehen. Da kam auf der Straße von der Grenze her eine große Anzahl Motorradfahrer. Schell erkannte auch bald, daß es sich nicht um deutsche handeln konnte. An den Uniformen (Lederjacken und Sturzhelme) war zwar nichts zu erkennen, aber Schell sagte sich doch als ehemaliger Reserveoffizier, daß diese ganze Kolonne von Motorradfahrern, die auf Beiwagen Maschinengewehre mitführten, keinesfalls deutsche sein könnten. Wo sollten sie denn auf der Grenzstraße herkommen?

Was nun? Zuerst rannte er an den Stammtisch zurück. Erfolg: Er wurde einfach ausgelacht. Schließlich verbat man sich diese albernen Witze. Nun rannte Schell zu dem in der Nähe wohnenden Zollinspektor, den er auch zu Hause antraf. Es verging Zeit bis dieser wach und wieder Zeit, bis er angezogen war. Sie rannten nun beide zum Postamt. Der Zollbeamte mit leisem Zweifel, denn die Straßen waren ruhig und menschenleer und seine Phantasie ließ ihn sich einen Poleneinfall erheblich geräuschvoller vorstellen. Sie rannten in das Postamt — hinter der ersten Tür wurden sie mit einer Taschenlampe angeleuchtet — ein polnischer Doppelposten! Man hielt ihnen die Pistole vor den Mund und bedeutete ihnen, sich auf dem kürzesten Wege in ihre Betten zu

scheren, wenn sie Unannehmlichkeiten vermeiden wollten. Sie schlichen wie begossene Pudel davon. Draußen gingen sie auf Umwegen zur Zollwache an der Grenze. Dort fanden sie auch das Zollhaus besetzt, mußten dann schleunigst quer Feld verschwinden, denn neue Truppen marschierten auf der Straße heran.



Das Gefecht bei Allenstein.

Von der Grenze führt der Weg über Ortelsburg nach Allenstein. Die Straße geht mehrfach durch Engen, die besonders für motorisierte Truppen leicht zu sperren sind. Denn eine Straßenbreite läßt sich unschwer durch Verhaue oder andere Arbeiten unpassierbar machen. Ist nun rechts und links der Straße Wasser oder Sumpf, so ist dies die gegebene Stelle zur Abwehr eines feindlichen Angriffs.

Nach einer solchen Enge hatte das Garnisonkommando Allenstein auf die erste Nachricht von dem Poleneinfall in größter Eile eine zusammengestellte Kompanie auf Lastkraftwagen vorgeworfen. Die Kompanie hatte den Befehl, die Enge so lange zu halten, bis die Alarmierung der Garnison und der Abtransport des wertvollen Materials durchgeführt worden ist.

Der Kompanie waren drei schwere Maschinengewehre und zwei Geschütze mitgegeben. Im ganzen waren es 170 Köpfe unter Führung von Hauptmann Bünau. Man hatte diese Kompanie natürlich aus dem ganzen Bataillon zusammenstellen müssen, war doch ein großer Teil noch nicht in die Kaserne vom Urlaub zurückgekehrt, als die Alarmnachricht kam. In den Köpfen dieser 170 Soldaten, die enggedrängt in den im 60-Kilometertempo dahinsausenden Lastwagen hockten, sah es bunt aus. Man war nach kurzem Schlaf in die Uniformen gefahren, war noch gar nicht richtig wach. Einige hatten noch so, wie sie vom Urlaub kamen, ihre Extrauniformen an.

War das nun überhaupt wahr oder träumte man? War es vielleicht doch nur ein Probealarm oder war es wirklich ernst? Es ist 1,30 Uhr, als die Kompanie an Ort und Stelle ausgeladen wird. Die Kompanie tritt an.

Hauptmann Bünau teilt die Kompanie mit kurzem, klarem Befehl ein. Es wird keine donnernde Ansprache gehalten, und keine großen Worte werden gemacht.

„Die Stellung wird so lange gehalten, bis Allenstein mit der Räumung fertig ist. Grüne Leuchtkugel ist das Signal hierzu. Keiner verläßt ohne Befehl seinen Platz."

Jetzt erst wird jedem einzelnen klar, daß es hier ums Ganze geht. Man ist durchaus nicht begeistert. Der Reichswehrsoldat weiß ja durch seine eingehende Ausbildung genau, daß der Krieg von heute kein Vergnügen wird. Man ist ernst, sehr ernst, aber ebenso entschlossen, seine Pflicht bis zum letzten zu tun.

Die Züge und Gruppen rücken nun auf ihre Plätze und beginnen dort sofort mit der Schanzarbeit. Aus Allenstein kommt Nachricht, daß mit Ortelsburg keine Verbindung zu bekommen ist, die Garnison gilt als verloren.

Einige hundert Meter vor der eigentlichen Enge, wo sich die Kompanie nach der Tiefe gestaffelt eingräbt, steht an der Straße ein vorgeschobener Doppelposten. Um 2 Uhr wird ein aus Ortelsburg kommendes Personenauto angehalten. Die Insassen sind Allensteiner, kommen von einer Familienfeier aus Ortelsburg und sind vollkommen ahnungslos. Sie hatten sogar in Ortelsburg aus der Richtung der Kaserne Schüsse gehört, aber sich keinen Augenblick darüber gewundert, glaubten, es wäre wohl eine Nachtübung. —

Um 2.45 Uhr, es beginnt schon zu dämmern, hört der Doppelposten aus Richtung Ortelsburg ein gleichmäßiges, starkes Motorengeräusch, er wartet noch einige Sekunden, dann

ist er überzeugt, daß dort kein Privatauto kommt. Er dreht sich um und blinkt mit seiner Taschenlampe dreimal kurz nach der Stellung seiner Kompanie zurück. Dort pfeift der Beobachtungsposten an der Straße. In der Stellung wird der Pfiff von den arbeitenden Soldaten gehört und nach rechts und links weitergegeben. Man legt den Spaten hin, greift nach dem Gewehr und duckt sich auf die Erde. An der Straße steht ein Geschütz. Die Bedienung sitzt wie zum Wettrichten gespannt da, das Geschütz ist mit einer Panzerkopfgranate geladen und auf die Straße gerichtet. Man kann jetzt schon 50 Meter weit sehen, bei hundert Meter sind nur die Umrisse der Bäume zu ahnen. Das Motorengeräusch wird stärker — immer stärker — so stark, daß die Geschützbedienung das Gefühl hat, jetzt müßte der Wagen gleich über sie wegfahren, ihre Nerven sind aufs äußerste gespannt. Da kommt er. Deutlich wird jetzt der hohe Aufbau eines Panzerautos sichtbar. Ein Knall zerreißt die Luft. Der Panzerwagen macht eine eckige Bewegung, als ob er schleuderte, findet sich für eine halbe Sekundenlänge nochmals auf der Straße, dann schießt ein dicker Feuerstrahl aus dem Panzerturm, der Wagen macht eine kreisende Bewegung und wird mit solcher Wucht gegen einen Baum ge-

schleudert, daß dieser wie ein Streichholz umknickt. Dicker gelblicher Qualm kommt aus einigen Spalten und Löchern, im Innern aber rührt sich nichts mehr. Das Geschütz ist schon wieder geladen, aber das Motorengeräusch, das eben noch zu hören war, verstummt, die nachfolgenden Wagen, die natürlich erst mit Abstand folgen, sind gewarnt.

Fünf Panzerwagen halten kurz vor der Stelle, wo der deutsche Doppelposten sich jetzt flach in den Straßengraben gelegt hat. Aus dem vordersten Wagen steigen zwei Offiziere, die einige Kommandos rufen. Eine rote Leuchtkugel steigt hoch in die Luft. Aus den anderen Wagen kommen jetzt auch Leute, die sich gleich eilig an den Rädern der Panzerautos zu schaffen machen. Es sind ganz moderne Wagen, die durch Auflegen von Gummiketten auf die Räder zu Tanks gemacht werden können, und die sind nun nicht mehr an die unheilbringende Straße gebunden. Nach kurzer Zeit ist diese Arbeit beendet, die Motore springen wieder an und die Wagen überschreiten spielend den Straßengraben, um auf freiem Felde gegen die Enge vorzugehen. Zwei Wagen bleiben auf der Straße und fahren noch etwas zurück, bis sie in einer Senkung verschwinden. Der polnische Führer hat sich zu einer gewalt-

samen Aufklärung entschlossen. Er ist überrascht, hier Widerstand anzutreffen. Bis 3 Uhr sollte er Allenstein erreicht haben. Die Nachbarkolonne, die über Neidenburg vorstieß, ist eben laut Funkmeldung von dem Ziel Allenstein abgebogen, weil sich die Osteroder Garnison an einer Enge hält und umgangen werden soll. Also hängt es von ihm ab, ob man die Garnison Allenstein noch rechtzeitig vor dem Abtransport erwischt.

Es ist jetzt schon fast hell geworden, als sich die drei Tanks rechts und links der Straße der deutschen Stellung nähern. Auf 400 Meter eröffnen beide Geschütze das Feuer. Der Tank, der rechts der Straße fährt, bleibt unbeschossen. Der ist so gut wie aufgehoben, hat nur noch 200 Meter bis zu einem Sumpfgraben. Die ersten beiden Schüsse gehen zu kurz, die Tanks fahren jetzt im Zickzack. Wieder zwei Schüsse, einer geht ganz links vorbei, der andere haut dicht neben einem Tank ein, muß wohl die Raupenkette beschädigt haben, denn der dreht sich plötzlich immerfort im Kreise. Die beiden nächsten Schüsse sitzen als Volltreffer im Tank, der wie eine Schachtel auseinanderklappt. So geht es mit den nächsten Schüssen auch dem anderen. Der dritte ist mit der Nase in den „Dreck" gefahren, immer wieder bewegen sich

die Raupenketten, aber der Tank kommt weder vorwärts noch rückwärts, bohrt sich immer tiefer in den Sumpfgraben. Schließlich legt er sich wie ein wundes Tier auf die Seite — ist bewegungslos. Alles hat sich bei der Kompanie Bünau halb aufgerichtet, sieht gespannt auf dieses unglückliche Ungetüm. Da zeigt aus einer Luke ein Arm, ein weißes Tuch winkt hin und her, die Besatzung ergibt sich. Der Leutnant schickt die Besatzung, die sehr niedergedrückt aus dem Tank klettert, wieder zurück. Sie müssen alle Waffen und ihre Munition holen, denn diese werden ja so dringend gebraucht. Aber auch dann sind sie nicht arbeitslos, müssen sofort Bretter aus dem nahegelegenen Gutshof holen. Man will versuchen, den Tank wieder flott zu machen. Die Männer der Kompanie Bünau wollen sich einem kleinen Freudentaumel hingeben, alles spricht erregt und erfreut durcheinander. Der alte Oberleutnant Castorp, der schon das letzte Jahr des Weltkrieges als Soldat erlebt hat, beruhigt seinen Zug sehr unsanft.

„Haltet den Mund und habt euch nicht so, als ob wir den polnischen Krieg eben gewonnen haben. Es wird bald etwas anders kommen, glaubt ja nicht, daß der Pole hier mutterseelen-

allein mit vier Tanks in der Gegend herumfährt."

Da kommt der Melder einer vorgeschobenen Patrouille zurück.

„Hinten stehen noch zwei Panzerwagen auf der Straße. Dahinter sind eben 10 Lastkraftwagen, ganz neue und große Dinger mit sechs Rädern angekommen. Von weiter hinten hört man noch Motorengeräusch. Jetzt ziehen sich ungefähr zwei Kompanien gegen die Enge, man muß sie gleich aus dem Waldrand kommen sehen."

Die Meldung verbreitet sich von Loch zu Loch. Die Schützen sind inzwischen bis zum Kopf in der Erde verschwunden.

„Sie kommen!"

Wer von euch Veteranen des Krieges 1914/18 hat das Aufpeitschende dieses Rufes jemals vergessen? Und wer von euch Jungen, der schon einmal Indianer gespielt hat oder der nur ein Fünkchen Phantasie besitzt, kann sich nicht vorstellen, wie es in diesem Augenblick in jedem, der dabei ist, aussieht?

Schon ist es ganz hell. Bald muß die Sonne aufgehen. Ungefähr 1000 Meter vor der deutschen Stellung entwickeln sich jetzt zwei polnische Kompanien. Ruhig, sauber, sicher — wie auf dem Exerzierplatz. Jetzt beginnt drüben

eine Batterie zu schießen. Die Granaten hauen dicht an der Straße ein — planlos — anscheinend hat man die deutsche Stellung noch nicht erkannt. Die polnischen Schützen, die in lichten Gliedern und Rudeln vorgehen, haben sich auf 400 Meter genähert. Kein Schuß fällt auf deutscher Seite. Die mühselige, eingehende deutsche Ausbildungsarbeit macht sich bemerkbar. Alles ist ruhig und überlegt. Ein alter Obergefreiter sagt leise zu einem jungen Schützen neben ihm:

„Mensch, stell doch dein Visier richtig, du hast ja noch immer 800 Meter!"

Jetzt sind sie auf 200 Meter heran. Fast kann man schon die Gesichter erkennen. Da rattert ein leichtes Maschinengewehr los — das verabredete Zeichen für den Feuerbeginn. Schlagartig setzt das gezielte Einzelfeuer der Infanterie ein.

Im Augenblick hat sich der Pole hingelegt, aber schon sind seine Verluste beträchtlich und in die liegenden Polen hinein haut jetzt das flankierende Feuer der schweren Maschinengewehre. Die Wirkung ist furchtbar. Auf dem flachen, keine Deckung bietenden Hang bleibt keiner unerkannt, keiner unbeschossen. Auf dem rechten Flügel will ein junger polnischer Offizier den Angriff noch einmal in Gang bringen.

Aber nur wenige folgen seinem mutigen Beispiel und nach wenigen Schritten hat ihn die Garbe eines Maschinengewehrs erfaßt und niedergerissen.

Der Angriff ist nicht nur abgeschlagen, sondern die beiden polnischen Kompanien sind vernichtet — nur von den weiter zurückliegenden Reservezügen kommen einige Leute in das Waldstück zurück.

Eine empfindliche Schlappe für den polnischen Führer, der sich in der Stärke der Deutschen so gründlich getäuscht hat.

Das Infanteriefeuer schweigt, da und dort erhebt sich einer der vor der deutschen Front liegenden Polen, sie winken, halten ihre Taschentücher hoch, sie ergeben sich. Die Gefangenen machen einen sehr niedergedrückten Eindruck, vor einigen Minuten gingen sie noch übermütig und siegesgewiß gegen die Reichswehr vor, die ihnen als moralisch minderwertige Söldnertruppe geschildert worden war. Der Leutnant schickt sie wieder zurück, sie müssen zuerst ihre Waffen holen und dann die ihrer toten Kameraden einsammeln. Hauptmann Bünau läßt diese Tätigkeit abbrechen, denn die polnische Batterie richtet jetzt rücksichtslos ihr Feuer auf die im Vorgelände herumsuchenden Polen.

„Das war nur ein Stegreifangriff", meint Bünau zu Oberleutnant Castorp. „Wir werden jetzt wohl eine kleine Weile Ruhe haben."

„Sicher nicht zu lange. Der polnische Führer scheint recht energisch zu sein. Sonst würde er auch nicht so rücksichtslos auf die eigenen Leute schießen lassen."

In der Stellung gab es jetzt noch viel zu tun. Munition mußte vor, die Erdlöcher mußten vertieft und getarnt werden. Inzwischen fragte Bünau in Allenstein an:

„Wie lange noch?"

„Mindestens 4 Stunden" war die Antwort.

Da hatte Bünau den Gutsleuten, die dem Bataillonsarzt bei seiner Arbeit beistehen wollten, sehr ernst zugenickt:

„Sie werden noch vielen von uns heute helfen müssen."

Die gehobene Stimmung, in der sich die Kompanie nach ihrem Erfolg befand, war allmählich verblaßt. Jetzt wußte wohl jeder wie ernst es wurde, ließ sich auch nicht von der merkwürdigen Stille, die augenblicklich herrschte, darüber hinwegtäuschen, daß noch viel bevorstand.

Um 5.30 Uhr gibt es Kaffee. Der Regimentskommandeur ist vorn. Der Gefreite Lewan-

dowski hat selbst gesehen und gehört, daß der Alte den Hauptmann am Arm gepackt hat:

„Königsberg hat mich eben angerufen. Ich kann Sie nicht verstärken. Der General sagt, er kann keinen einzigen Mann mehr entbehren. Brauchen Sie noch etwas? Also grüne Leuchtkugel, wenn der Pole durchgebrochen ist. Machen Sie es gut, Bünau. Es hängt viel von Ihnen ab . . .! Haben Sie noch was zu bestellen?"

Aber der Alte hat eine Antwort nicht abgewartet, hat sich schnell weggedreht und ist mit der Hand über die Augen gefahren.

Um 5.45 Uhr hört man die Abschüsse der feindlichen Artillerie, die anscheinend erheblich verstärkt worden ist. Einen Augenblick später ist die ganze deutsche Stellung in Qualm und Rauch gehüllt. Die Polen schießen Vernichtungsfeuer. Hinter einer flachen Höhe liegt in einem Erdloch Oberleutnant Castorp und spricht mit dem Fahnenjunker v. Horn.

„Na, da haben wir wieder die Schweinerei", sagt Castorp, „daß ich das noch mal erleben muß."

„Ist das nun eigentlich Trommelfeuer? War es 1918 auch so schlimm?" fragt der Junker etwas begeistert und etwas nervös.

„Trommelfeuer noch nicht, aber sie schießen immerhin mit vier bis fünf Batterien hierher . . . es läßt sich schon an."

„Herr Oberleutnant scheinen aber gar nicht begeistert zu sein?"

„Nein, durchaus nicht."

„Das verstehe ich eigentlich nicht. Ich dachte immer, Herr Oberleutnant wären begeisterter Soldat. Sie mußten doch immer damit rechnen, daß es einmal losgeht, warum sind Sie dann überhaupt bei der Reichswehr geblieben? Ich freue mich riesig, daß es Ernst wird."

„Mein Junge, das verstehst du nicht. Es ist ein Irrtum, wenn man von einem Soldaten mehr Kriegsfreudigkeit verlangt als von einem Zivilisten. Muß sich denn ein Feuerwehrmann durchaus auf den Brand freuen? Wir beherrschen unser Handwerk. Man kann verlangen, daß wir es in der Vollendung beherrschen. Aber wir würden uns mit Schuld beladen, wenn wir auf den Augenblick, es anzuwenden, lauerten. Keinen schlimmeren Vorwurf kann man dem Militarismus machen, als daß seine Vertreter sich auf eine Bewährungsprobe ihrer Künste freuen. Und übrigens stirbt der aktive Soldat genau so ungern wie die Gutsköchin da hinten im Dorf . . . wo sie eben mit dicken Brummern hinschießen. Seine Pflicht, seine Ehre erfordert

es, daß er es mit Anstand tut. Gewissermaßen mit den Fingern an der Hosennaht..."

„Herr Oberleutnant, Hilfe, mein Bein", kommt der Oberschütze Nestler schreiend in das Loch gestürzt. Aus seiner Hose, die am Unterschenkel zerfetzt war, strömt Blut. Nestler hat die Nerven verloren, ist blaß und zittert am ganzen Körper.

„Na, nun gib erst mal dein Verbandpäckchen her . . . und tu nicht so albern."

Angespannt — auch etwas blaß geworden — sieht Horn zu.

„Nestler, hör mal gut her. Es ist nicht schlimm, was du da hast. Geh gleich nach hinten und laß dir einen besseren Verband machen. Hier, nimm noch eine Zigarette, und dann grüß schön in Allenstein."

Nestler schiebt ganz ruhig ab.

Das Feuer wird heftiger. Der Angriff beginnt. Aber er wird erheblich anders geführt als der erste Ansturm, der so sehr an die Taktik von 1914 erinnerte. Man war sich jetzt wohl darüber klar, daß man einen beachtlichen Gegner vor sich hatte. Nur einzelne vorspringende Schützen sind zu sehen — für Augenblicke — dann sind sie wieder verschwunden. Feindliche Maschinengewehre kämmen jetzt vom Waldrand her die deutsche Stellung ab. Hier und

dort vergißt einer das Schießen. Die Polen arbeiten sich kunstgerecht an die Stellung heran. Auf dieser trommeln in höchster Feuergeschwindigkeit einige leichte Batterien, die schweren haben ihr Feuer nach hinten verlegt, wo sie wohl Reserven vermuten. Bis auf dreihundert Meter sind die Polen heran. Jetzt glauben sie es wagen zu können. Im Marsch, Marsch springen ganze Rudel von Schützen gegen die Stellung mit blitzendem Bajonett an.

In der deutschen Stellung hat das Granatfeuer zwar Verluste gefordert, aber sie sind nicht bedeutend. Es ist schwer, einen Mann in einem tiefen, schmalen Erdloch zu treffen! In den polnischen Sturmangriff haut jetzt das wohlgezielte Schnellfeuer der Deutschen. 100 Meter vor der deutschen Stellung bricht der Angriff zusammen. Auch die nächste Angriffswelle kann ihn nicht mehr vorreißen. Ganze Gruppen hat das Maschinengewehrfeuer niedergeworfen. Rechts von der Straße gehen einzelne zurück — jetzt auch links, jetzt laufen sie schon, legen sich 500 Meter vor der deutschen Stellung hin, graben sich hastig ein. Der Angriff ist abgeschlagen!

Aber die Deutschen kommen nicht zur Ruhe, können sich ihres Erfolges nicht einen Augenblick freuen. Die Läufe sind noch glühend, die

Verwundeten jammern, die Maschinengewehrbedienungen schreien nach frischem Kühlwasser, da beginnt bereits wieder das polnische Artilleriefeuer zu hämmern.

Die Bewohner der umliegenden Dörfer sind durch das Feuer aufgeschreckt worden. Es dauerte eine Weile, bis sie überhaupt begriffen, was da los war. Dann aber war jung und alt nach dem Dorf hinter der Enge geeilt, hatte sich zum Hauptmann Bünau durchgefragt und wollte auf irgendeine Weise helfen. Schließlich wurde der Zustrom so stark, daß ein Feldwebel mit der Sichtung und Einteilung beauftragt werden mußte. Da waren vierzigjährige Männer, die im Weltkriege ihre Feuertaufe erhalten hatten, da waren Frauen, die unbedingt den Verwundeten helfen wollten, da waren Jungens der verschiedensten Bünde und Verbände, die um ein Gewehr baten. Aus ehemaligen Soldaten wurden Gruppen zusammengestellt und mit polnischen eroberten Gewehren bewaffnet. Junge Burschen fanden Verwendung als Hilfsmannschaften für leichte und schwere Maschinengewehre.

Besonders heftiges Feuer lag jetzt auf dem rechten Teil des Kompanieabschnittes. Eins der beiden Geschütze, die dort zur Tankabwehr bereitstanden, wurde bald zu Beginn der Be-

schießung durch Volltreffer außer Gefecht gesetzt. Die Verluste auf diesem Stellungsteil wurden immer schwerer.

In der Stellung der schweren Maschinengewehre lag der Oberleutnant Castorp auf der kleinen Höhe und versuchte, durch Staub und Qualm mit seinem Fernglas zu spähen. Er drehte sich um und rief etwas. Aber nichts war zu verstehen, die dauernden Detonationen verschluckten jeden Ruf. Doch — das linke Gewehr hatte verstanden — man zog dort das Maschinengewehr aus dem Loch, brachte es nach vorn auf dem Höhenrand in Stellung. Aber das rechte Gewehr? Horn, der als Melder für diesen Zug eingeteilt war und dicht hinter dem Oberleutnant lag, sprang auf und lief rüber. In dem Loch lagen über dem Gewehr drei Gestalten. Sie lagen ein bißchen durcheinander, die drei. Allerhand, bei dem Lärm zu schlafen, denkt Horn. Er wollte sie wecken, aber schnell zog er die Hand zurück. Die drei waren tot! Blaß stürzte er zum Oberleutnant Castorp. Das Grauen des Krieges hatte ihn zum ersten Male gepackt — als er sah, daß die drei Kameraden dort tot waren. Castorp zeigte dem anderen Gewehrführer gerade das Ziel. Drüben am Waldrand gingen polnische Maschinengewehre in Stellung, 5 — 6 — 7!

„Herr Oberleutnant! Am Gewehr 2 sind alle tot!“ schrie Horn, schrie und faßte den Oberleutnant am Arm, „alle . . . sind . . . tot!“

Mit einem Ruck schüttelte der Oberleutnant den Arm des Junkers ab:

„Nehmen Sie sich zusammen . . . Sie . . . Memme! Holen Sie zwei von den Ziviljungens hierher, bringen Sie das Gewehr nach vorn. Los! Tempo!“

Horn ist blutrot geworden. Es gibt ihm einen Ruck. Er stürzt zu dem Hinterhang der Höhe, wo in einem Erdloch zwei junge Burschen sitzen. Sie kauern in ihren Windjacken dicht an den Hang gedrückt und scheinen durchaus abgeneigt zu sein, aus ihrem sicheren Erdloch in den Feuerregen hinaus zu müssen.

„Los!“ schreit Horn — plötzlich erbost — der Führer ist in ihm wach geworden ... „Los raus! Entweder ihr kommt oder ihr schert euch zu Muttern.“

Sie kamen. Als sie an dem Loch mit den drei reglosen Gestalten ankamen, fuhren sie zusammen, wollten nicht anfassen. Aber den Horn hatte es jetzt. Er faßte als erster zu, schrie grob zu den beiden herüber:

„Habt euch nicht ... anpacken!“

Das Gewehr wird in Stellung gebracht. Horn zeigt ihnen schnell die notwendigsten

Handgriffe, sieht jetzt zum ersten Male den beiden jungen Burschen richtig ins Gesicht, sieht, daß der eine das Reichsbannerabzeichen, der andere ein Hakenkreuz im Knopfloch trägt, hat noch Zeit, sich darüber zu wundern, hat auch noch Zeit, sich darüber zu freuen, zeigt dann den beiden die aufs neue vorstürmenden polnischen Wellen, sagt zu dem einen: „Gurt schön anheben . . ." sagt nichts mehr. Einen ganz kleinen Schlag spürt er an der Schläfe — es hat nicht weh getan — aber rot wird es vor den Augen . . . rot und so . . . warm. Aber da gibt es ihm wieder einen Ruck . . . „ich bin eine Memme . . . ich führe doch das M.G." Er wischt mit dem Ärmel das Blut von den Augen — reißt sich hoch am Gewehr und schießt . . .

Castorp hat es gesehen, ist bei ihm, schiebt ihn sanft vom Gewehr.

„Gut, Kleiner, laß mal, hast es gut gemacht. Bravo. Nun ist's gut. Nun laß erst mal sehen, was du hast . . . geh nach hinten . . . wird nicht schlimm . . . vier Wochen Lazarett. Hier . . . Sie . . . helfen Sie dem Junker!"

Der Horn hat ein ganz leichtes Gefühl. So gut ist ihm. Er ist keine Memme mehr. Er macht jetzt eine Ehrenbezeugung — will richtig die Hacken zusammenreißen, aber der Sanitäter muß ihn stützen, muß ihn führen.

Der Angriff hat plötzlich aufs neue eingesetzt. Mit unverminderter Heftigkeit liegt das Artilleriefeuer noch auf der Stellung, als sich die ersten Angriffswellen schon auf 200 bis 150 Meter herangearbeitet haben. Das war links der Straße. Rechts davon auf dem schmalen Landstrich, der festen Boden hat, der einzigen Stelle, wo Tanks angreifen können, hat bisher auch heftiges Feuer gelegen. Schlagartig wird dort das Feuer vor die Stellung gelegt. Weißlicher, dicker Qualm zieht in Richtung der deutschen Stellung, verteilt sich, bleibt als zäher Nebel liegen. Die Deutschen sind vernebelt, sie können nicht 50 Meter weit sehen, das einzige deutsche Geschütz, das den Polen gefährlich werden kann, ist geblendet. Jeder der deutschen Soldaten weiß, was jetzt kommt. Er hat es im theoretischen Unterricht oft genug gehört, wie solch ein moderner Angriff vor sich geht. Ein Angriff, dem man als deutscher Soldat wehrlos gegenübersteht, denn Deutschland sind die notwendigen Abwehrwaffen durch das Versailler Diktat verboten.

„Zurück in den Park ... in die Häuser!"

Nur widerwillig gehorchen die Gruppen dem Befehl. Das Geschütz kann nicht zurück, die Protze ist zerschossen. Die Bedienung, die noch

keinen einzigen Mann wie durch ein Wunder verloren hat, weigert sich, zurückzugehen.

„Hier ist unser Platz!"

Motorengeräusch.

Tiefes, gleichmäßiges Summen vieler starker Motoren übertönt für Augenblicke das Artilleriefeuer. Jetzt — 50 Meter vor dem Geschütz, wird der riesenhafte Rumpf eines Tanks sichtbar. Im nächsten Augenblick hat ihn die Granate gefaßt, einige Sekunden sehen die Bedienungsleute erstarrt, daß sich das Ungeheuer trotz des Volltreffers weiterwälzt, da — knapp 20 Meter vor dem Geschütz, erfolgt eine Explosion — der Tank ist ein rauchender Trümmerhaufen. Gleichzeitig werden rechts und links und auch hinter dem zerschossenen Tank die Umrisse neuer Kampfwagen sichtbar. Einen Augenblick lang greift Mutlosigkeit und Entsetzen an die Kehle der Bedienung, sie will müde die Arme sinken lassen, da gibt der Geschützführer einen Wink. Das Geschütz wird nach rechts herumgeschwenkt, der Schuß sitzt seitlich in einem Tank. Er bleibt stehen. Der Führer eines links vorbeifahrenden Tanks sieht dies, er reißt das Steuer herum, der Wagen wendet fast auf der Stelle, er fährt von hinten auf das Geschütz zu, walzt nieder, was dort steht. Der Tank ist Sieger.

Die Polen greifen in drei Wellen mit je fünf Tanks an, dahinter stürmt neue, frische Infanterie. Trotzdem ist es nicht zu Ende.

Alle Polen, die an diesem Gefecht gegen das deutsche Bataillon — nie haben sie geglaubt, daß es nur eine Kompanie war — teilnahmen, erzählten später nur mit Grauen davon. Die Reichswehrsoldaten, die bisher mit einer fast beruflichen Sachlichkeit gekämpft hatten, wurden im Bewußtsein ihrer absoluten materiellen Unterlegenheit zu Helden, die mit maßloser Verbitterung kämpften. Die polnische Elite-Brigade, die diesen Angriff mit großer Tapferkeit durchführte, litt moralisch so unter dem Eindruck der deutschen Gegenwehr, daß sie nicht mehr an den Feind zu bringen war und in das Hinterland zurückgezogen werden mußte.

In dem Gutspark und in den Häusergruppen kommt es zu verzweifelten Kämpfen gegen die Tanks. Unmöglich erscheinende Angriffe wurden hier gegen sie durchgeführt. Fünf werden erledigt, die nachfolgende Infanterie muß jedes Haus im erbitterten Nahkampf einzeln nehmen. Kein Deutscher ergibt sich. Die Verwundeten schießen auf nächste Entfernung weiter, bis ihnen der Pole den Fangschuß gibt.

Als dieser Stellungsteil bezwungen war, wandten sich die Angriffswellen gegen die hin-

teren Ausläufer der Stellung, wo noch die schweren Maschinengewehre standen. Da mußte noch aufgeräumt werden, denn obgleich die vereinigte Feuerglocke der Artillerie auf der kleinen Kuppe lag, schoß ein einzelnes Maschinengewehr, sobald sich auch nur zwischen den Häusern ein polnischer Stahlhelm zeigte. War es, daß man den Einsatz von Tanks nicht mehr für lohnend hielt, war es ein Aufflackern einer soldatischen Ritterlichkeit — die Polen griffen die Kuppe ohne Tanks an. An dem Maschinengewehr dort oben liegt ein einzelner Mann, der Gefreite Lewandowski. Er verfeuert mit erstaunlicher Ruhe einen Gurt Munition nach dem anderen. Das Maschinengewehr entwickelt bereits starken Dampf, es ist ein Wunder, daß es noch schießt. Im Halbkreis greifen die Polen an. Obwohl das Gewehr wie eine Sense wirkt, kann es die von allen Seiten vorspringenden Polen nicht mehr niederhalten. Neben Lewandowski liegt der Hauptmann und ruft ihm zu:

„Jetzt mehr links ... jetzt hinter den Strauch da ... höher, noch höher.“

Das Feuer schweigt. Lewandowskis Kopf ist plötzlich müde vornüber gesunken, er rührt sich nicht mehr, ist den schönsten Tod des Maschinen-

gewehrschützen, den Tod am feuernden Gewehr gestorben.

Der Hauptmann schiebt ihn zur Seite, ganz sanft und behutsam, wie man es mit einem Kinde tut. Er will selbst weiterfeuern. Das Gewehr gibt nur einen Schuß ab, der durchglühte Lauf ist verbogen. Die kurze Pause hat der Pole benutzt, ist auf 50 Meter heran. Der Hauptmann steht auf — langsam und müde — er sieht in die roten, wütenden, atemlosen Gesichter — hebt mit der einen Hand die Leuchtpistole und schießt eine grüne Leuchtkugel steil in die Luft. Mit der anderen Hand hebt er die Armeepistole — dreht die Mündung nach seiner Stirn.

Den Polen, die diese Höhe erstürmen, bleibt der Siegesschrei auf den Lippen. „Das war kein Sieg!"

Zur selben Stunde rollt der letzte Transportzug aus Allenstein.

Die einrückenden Polen finden ein leeres Nest.

☆

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht."

Am 22. 6. vormittags waren Marienburg, Marienwerder, Stuhm, Freystadt, Dt.-Eylau, Osterode, Ortelsburg, bald auch Allenstein, ehe

sie so ganz aus dem Schlafe erwacht waren, polnische Etappenorte.

Die polnischen Kampftruppen, die sich übrigens, soweit sie mit der Bevölkerung in Berührung kamen, scheinhöflich, wenn auch etwas übernervös benahmen, hatten diese Städte bereits passiert, als man an den Sonntagsbraten dachte. Bis 11 Uhr vormittags waren überall neue Truppenteile eingerückt, die auch äußerlich keinen guten Eindruck machten und bald auch in ihrem Verhalten zeigten, daß die Zahl der ritterlichen Soldaten unter den Polen nur gering war.

Bald prangten an allen Häuserecken Plakate mit folgendem Inhalt:

„Bewohner Ostpreußens!

Wir sind gekommen, um euch endlich von der verhaßten Berliner Herrschaft zu befreien.

Wir bringen euch Brot, Arbeit und Friede.

Wir kommen nicht als Feinde, sondern als Bruder zum Bruder. Polen will sich mit seinen Kindern in Ostpreußen nach langer Trennung wieder vereinigen.

In wenigen Stunden werden wir die noch nicht gefangenen deutschen Soldaten, die feige vor uns flüchten, aus Ostpreußen vertrieben haben. Es ist notwendig, daß ihr die ersten

Umstände, die eure Befreiung verursacht, mutig und geduldig ertragt.

Die deutsche Regierung wird euch zum Widerstand, ja, zu Feindseligkeiten aus dem Hinterhalt aufhetzen. Sie weiß, daß sie ihren Söldnern nichts zutrauen darf und will es mit den schlechten Elementen unter euch versuchen. Um dies zu verhindern, wird verordnet:

Eine Stunde nach Ankleben des Plakates haben sich alle Männer im Alter von 15 bis 60 Jahren mit Nahrungsmitteln für 3 Tage und einer Schlafdecke versehen auf dem Marktplatz einzufinden.

Wir warnen, diese Frist zu überschreiten oder der Verordnung nicht Folge zu leisten.

Das Befreiungskomitee."

Die Wirkung dieses polnischen Befehls war verschieden. Der größte Teil der in Frage kommenden Leute fand sich pünktlich, wenn auch schimpfend und nicht sehr friedfertig, ein. Es fehlte die Zeit zum Überlegen, auch waren die Behörden, an die man sich zum Teil fragend wandte, von den Polen natürlich mattgesetzt. Nur die Angehörigen des Stahlhelms gehorchten der schnell durch die Führer ausgegebenen Parole und versuchten die Flucht, die auch in den meisten Fällen gelang, trotzdem

die Polen natürlich alles an Absperrmaßnahmen eingeleitet hatten, was nur möglich war. Es ging also für die Polen auch hierbei alles nach Wunsch, nur Elbing machte eine unangenehme Ausnahme. Das geschah so:

Um 9 Uhr vormittags rückte ein polnisches Reservebataillon auf Lastkraftwagen in Elbing ein. Dort war die bevorstehende Besetzung schon bekanntgeworden. Man war gerade dabei, die Befehle des Wehrkreiskommandos über Abreise der altgedienten Soldaten nach Königsberg auszuführen, als der erste polnische Lastkraftwagen auf den Markt rollte.

Die Straßenecken wurden mit Maschinengewehren besetzt, Posten zogen vor den öffentlichen Gebäuden mit aufgepflanztem Seitengewehr auf, Offiziere fuhren in Personenautos hin und her, und trotz allem Ernst sah die Geschichte ein wenig theatralisch aus. Die berühmten Plakate wurden angeklebt. Die Arbeiter von Schichau versammelten sich auf dem Hofe des Werkes und waren eifrig mit Diskutieren beschäftigt. Die Ansichten über die Vorgänge waren geteilter, als man nach ihrer Eindringlichkeit annehmen sollte. Die Partei spielte immer noch eine große Rolle.

Da verbreitete sich in den diskutierenden Gruppen sehr schnell das Gerücht, daß eben

eine polnische Abteilung zur Besetzung der Fabrik eingetroffen sei. Merkwürdig war es, wie das den Standpunkt so vieler plötzlich ändern konnte. Jedenfalls — als jetzt ein sehr eleganter polnischer Leutnant sporenklirrend und gefolgt von einer Gruppe nicht ganz sauberer Soldaten auf die größte der Ansammlungen zuschritt, sahen ihm nicht viel freundliche Gesichter entgegen, es war ganz unmerklich eine Einheitsfront entstanden.

„Haben ihr nicht die Plakate gelesen? Oder können ihr nicht lesen? Warum stehen ihr hier noch rum? Was?"

Sporenklirrend schob er sich noch weiter vor und stand in ein wenig künstlicher Wut vor einem ihn seiner Meinung nach besonders frech ansehenden Arbeiter.

„Wat willst denn von mir, Kleener?" sagte Paul Matzmohr ganz gemütlich und sah spöttisch auf den Giftzwerg runter.

„Nun kommt die Sache mit dem Prestige", sagte sich der Pole, schrie — dabei faßt er Paul vorn am Rock —:

„Hände aus der Tasche, Mütze ab!"

Da hatte er nun einmal ausgesprochenes Pech. Paul Matzmohr war an sich ein guter Kerl, sanft und freundlich, aber gleichzeitig war Paul die Hoffnung des Elbinger Boxklubs,

und kein Elbinger hätte gewagt, Paul auch nur schief anzusehen. Am Rock hatte ihn bestimmt noch niemand gefaßt. Paul zuckte also einmal mit den Achseln, als wenn er von vornherein den Vorfall bedauerte, und im nächsten Augenblick lag der Pole von einem Kinnhaken getroffen bewegungslos auf der Erde. Nun geschah eine unwahrscheinlich lange Zeit gar nichts.

Als dann die Polen die Gewehre hoben, waren die Arbeiter schon wie ein Sturmwind über ihnen, ohne Kommando, ohne Ruf, waren die Polen im Augenblick gefaßt, zu Boden geworfen und entwaffnet. Die Gewehre aber wurden verteilt, auch die anderen waren plötzlich bewaffnet, hatten Schlagringe, Eisenstangen, Steine gefaßt. Die Menge stürzte sich nach dem Eingang. Dort brachte die Wache gerade ein Maschinengewehr in Stellung, es begann zu feuern, die Menge stutzte — einen Augenblick lang schien es, als ob das Drama auf dem Fabrikhof bei Krupp während der Ruhrbesetzung sich wiederholen sollte, da rollte die Menge vorwärts, hatte im Ansturm die Wache erreicht, schlug die Polen nieder. Aber damit war nun kein Ende . . . Unfaßbar, wie sich die Nachricht hiervon mit einer solchen Schnelligkeit verbreiten, unfaßbar, wie dieser

unorganisierte Aufstand zur gleichen Zeit an allen Stellen der Stadt aufflammen konnte. Unfaßbar ebenso, daß die Polen nach kurzem Widerstand ihre Sache so schnell verlorengaben. Die Elbinger waren aber auch in einer unvorstellbaren Weise plötzlich zu wütenden Tieren geworden, die ihre Heimat — ihren Bau — verteidigten. Man griff die Polen, wo man sie sah, mit Steinen, Stangen, Salzsäure, siedendem Wasser an. Da ergriff die Polen eine Panik, sie gaben den Widerstand auf, glaubten sich in einen Hinterhalt gelockt.

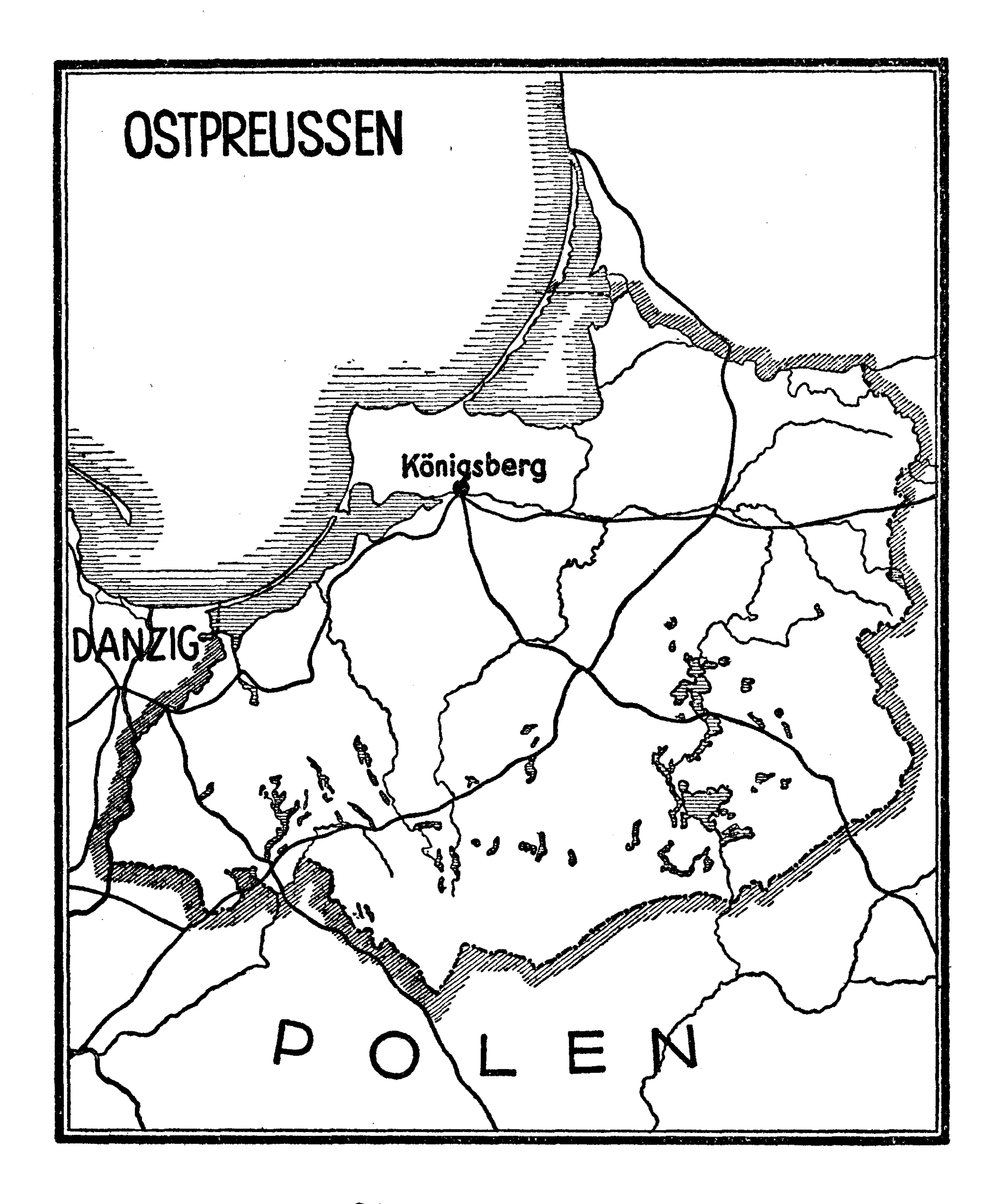
Tatsache ist, daß nach einer Stunde die Reste des polnischen Bataillons — es waren nicht viele — auf der Straße nach Marienburg aufgelöst flüchteten.

*

Die Polen als Helden.

Gegen 6 Uhr morgens konnte man im Wehrkreiskommando in Königsberg zum erstenmal aufatmen. Zu diesem Zeitpunkt war es geglückt, mit allen in Frage kommenden Truppenteilen Verbindung zu bekommen und damit über die eigene Lage und den Feind etwas Klarheit zu erhalten. Die ersten aktiven Sicherungsmaßnahmen wurden ja schon früher getroffen, so wurden Pionierkommandos auf schnellen Personenkraftwagen vorgeschickt, um auf Anmarschstraßen des Feindes Sperren und Minen auszulegen. Der Erfolg machte sich in den Vormittagsstunden des 22. bereits stark bemerkbar. Nachdem auf einigen Vormarschstraßen einige Panzerwagen in die Luft geflogen waren, wurde man erklärlicherweise auf polnischer Seite erheblich vorsichtiger, der Vormarsch wurde langsamer.

Um sieben Uhr kam die doch ziemlich überraschende Nachricht, daß auch ostwärts Willenberg bis zur litauischen Grenze polnische Truppen die Grenze überschritten hätten. Allerdings



Bombenflugzeuge
sind 60 Minuten nach Überfliegen der Grenze
über Königsberg!

war nur Infanterie gemeldet, die sehr vorsichtig und unsicher vorfühlte.

Königsberg selbst glich um diese Zeit einem Schlachtfeld. Um halb sieben war der dritte Fliegerangriff auf die Stadt niedergegangen. Von zwei Uhr ab hatte die Polizei alles versucht, um die Bevölkerung wach zu bekommen und sie vor dem mit Sicherheit erwarteten Fliegerangriff zu warnen. Aber selbst als nach dem ersten Fliegerangriff gegen 3 Uhr der größte Teil der Bevölkerung wach war, konnte fast nichts gegen die Panik, Planlosigkeit und vor allem Ungewißheit geschehen. Es rächte sich jetzt bitter, daß man auf deutscher Seite in unbegreiflicher Sorglosigkeit und Leichtfertigkeit und im Vertrauen auf die Heiligkeit der Verträge nichts für die Aufklärung und Vorbereitung der Bevölkerung getan hatte.

Der General, der, wie eine Maschine arbeitend, vom Eintreffen der ersten Nachricht ab in seinem Geschäftszimmer saß, wurde, als man ihm die Meldung über die Opfer des ersten Bombenangriffs brachte, so erregt, wie man ihn noch nicht gesehen hatte. Als um 4 Uhr die Meldung von dem herannahenden neuen Bombengeschwader kam, schickte er alle im Augenblick entbehrlichen Offiziere seines Stabes in

die Stadt, um die Zivilbevölkerung warnen und ihr mit Rat und Tat helfen zu lassen.

Auch der zweite Angriff erforderte wieder viele Opfer, obgleich ein glücklicher Zufall die schweren Torpedobomben in den Pregel niedergehen ließ. Es waren 24 Tote und 100 Verwundete zu beklagen. Verluste entstanden auch durch die niederfallenden Splitter der deutschen Geschosse, denn die Bevölkerung stand zum Teil neugierig auf der Straße herum. Durch sich immer wieder in Abständen wiederholende Ansagen im Rundfunk erreichte man es, daß wenigstens beim dritten Bombenangriff, der 15 Minuten vorher gemeldet wurde, alles, was nichts zu tun hatte, in den Kellern verschwand.

Ein Geschwader von 30 Bombern näherte sich der Stadt. Sie flogen dicht geschlossen in einer Höhe von annähernd 6000 Meter. In dem hellen Sonnenschein, der jetzt herrschte, waren sie kaum zu sehen. Die Abwehrbatterie hatte das Feuer eröffnet. Gellend schallten die Abschüsse über die Stadt, über die Straßen, die unheimlich leer, im hellen Sonnenlicht gespensterhaft aussahen. Die Menschen saßen in den Kellern, zitternd und klagend, manchmal gefaßt und den anderen Mut zusprechend. Da gab es aber auch eine große Anzahl Männer und Frauen, die nicht den Keller aufsuchen durften,

die an Stellen standen, wo sie nicht einen Augenblick zu entbehren waren: Krankenschwestern und Ärzte, Arbeiter und Ingenieure, Feuerwehren und Sanitäter, nicht zu vergessen die tapferen Telephonmädel, die ihren wichtigen Dienst keinen Moment verlassen konnten.

In den großen Mietshäusern saß alles zusammengedrängt in den wenig behaglichen Kellern. So kamen manche Menschen, die sich bisher nicht gekannt, ja, nicht einmal angesehen hatten, unvermittelt sehr nahe zusammen. Da hörte so manche Etagenfeindschaft, so manche Überheblichkeit unter dem Druck der Verhältnisse mit einem Schlag auf. Da wurde mancher Hochmütige sehr klein und bescheiden und mancher, der bisher von seinen Mitmenschen überhaupt nicht beachtet wurde, entpuppte sich als Held.

Lautlose Stille herrschte im Keller. Man hörte jetzt in den Pausen der Abschüsse der Abwehrbatterie ganz deutlich das hohe Summen der Flugzeugmotoren. „Jetzt müssen sie über uns sein!" — Lautlose Stille. Aus vier Etagen drängen sich hier die Bewohner zusammen. Alles sitzt oder steht schweigend und auf die Geräusche von draußen harrend mit bleichen, im Kerzenschein gespenstischen Gesichtern herum. In einer Ecke wimmert leise ein Kind, als ob

es sich vor der Stille fürchtete. Da ... ein langgezogenes, hartes Pfeifen, das sich durch die dicksten Wände frißt, das durch die Ohren bis in das innerste Mark geht ... im Keller duckt sich alles wie unter einer Last zusammen ... dann legt sich ein Druck auf den Keller ... ein furchtbares Krachen zerreißt die Luft, zerreißt die Nerven ... der Keller schwankt wie ein Schiff, von draußen hört man ein splitterndes Zusammenstürzen, und gleich darauf ... ganz deutlich ... hört man menschliches Wimmern. — Alle Lichter sind verlöscht.

„Mein Gott", sagt eine Stimme ... und dann eine andere: „Im Nachbarhaus war das ... Nummer 17 war das."

„Ob der Keller hält?" Eine Frau weint laut vor sich hin, sagt immer wieder:

„Die Else ist ja drüben, o Gott, die Else ist ja drüben ..."

Da steht ein junger Mensch, ein Primaner aus der zweiten Etage, auf, sieht sich um und schreit plötzlich:

„Aber wir müssen doch helfen ... hört ihr denn nicht ... hört ihr denn nicht, wie sie schreien ... los ... wer kommt mit!"

Und die Männer folgen dem Ruf, sind von dem Jungen gleichsam erweckt worden, sie ver-

gessen die Sorge um ihr Leben und stürzen hinaus ...

Von draußen hört man bald näher, bald weiter weg fortdauernd schwere Explosionen, dazwischen das Aufschlagen leichterer Bomben.

Im Keller ist man wieder still geworden, die Frauen sitzen eng aneinandergedrängt, pressen ihre Kinder an sich, einige weinen still vor sich hin. Es wird sehr still im Keller — sehr — still — man wird so müde — so seltsam müde — irgend etwas macht so müde, man könnte schlafen — ach ja, schlafen — —.

Da stürzt ein Mann in den Keller, er hat ein Taschentuch vor dem Gesicht, er will sprechen, bekommt keine Luft, schreit:

„... Die Polen werfen Gasbomben ... raus hier ... das Gas schlägt nach unten ... na ... hört ihr denn nicht ... um Himmelswillen, so kommt doch ... niemand antwortet ... niemand rührt sich ... niemand in diesem Keller lebt ..."

Dieser Angriff hatte vernichtende Wirkung. Die ahnungslose Bevölkerung fiel dem Gift straßenweise zum Opfer. In der Gegend Junkerstraße, Paradeplatz, Münzstraße und auch in der Umgegend des neuen Bahnhofs existierten ganze Straßen nicht mehr.

Der Generalstabsoffizier, welcher dem Gene-

ral über den Angriff Bericht erstatten sollte, konnte am Ende der Meldung seine dienstliche Haltung nicht bewahren, er konnte vor Erregung kaum sprechen:

„. . . so muß man, obwohl die Gesamtzahlen sich auch noch nicht annähernd feststellen lassen, auf eine Zahl von 4000 Toten und entsprechend vielen Verwundeten gefaßt sein."

Der General, den noch niemand bewegt gesehen hat, verzerrt das Gesicht, seine Hand, die auf dem Schreibtisch liegt, krampft sich zusammen:

„Königsberg wird sofort von der Zivilbevölkerung geräumt.

Alle, die hier zu entbehren sind, werden nach dem Samland abtransportiert, was hier bleiben muß, im Gasschutz unterweisen. Gasdichte Keller anlegen. Aufklärung über Abwehrmaßnahmen durch Flugblätter und Rundfunk.

Jetzt lassen Sie mich einen Augenblick allein."

*

In Berlin.

In Berlin hatte man bald nach der Alarmnachricht durch Anfrage an der ganzen deutschen Ostgrenze erfahren, daß die Polen überall vollkommen ruhig, keinerlei Truppen zu

sehen und die polnischen Zollbeamten über das Erscheinen deutscher Aufklärungstrupps geradezu erschrocken waren.

Das Reichskabinett trat sofort zusammen. Fast unmittelbar nach der Eröffnung der Sitzung wurde eine soeben eingegangene polnische Note verlesen.

Die Polen entschuldigten sich darin und stellten den Überfall als eigenmächtige Handlung polnischer Banden unter Führung eines Offiziers hin. Sie sprachen dabei von einer unbedachten „Sympathiekundgebung" für die in Ostpreußen unterdrückten Polen. Wiedergutmachung und baldige Verhaftung des Offiziers sicherten sie der deutschen Regierung zu.

Die verschiedenen deutschen Regierungen hatten während der letzten Jahre eine fast asketische Duldsamkeit gegenüber den polnischen Übergriffen gezeigt. Das ließ bei den Polen wohl den Gedanken aufkommen, diese infame verlogene Geste würde die deutsche Regierung zum Zögern in ihren Maßnahmen bringen. Um so mehr hoffte man es in Warschau, als eine Regierung im Amt war, die sich hauptsächlich aus Mitgliedern der Links- und Mittelparteien zusammensetzte.

Hier hatten die Polen einen bedenklichen Fehler in ihrem Plan gemacht. Sie vergaßen,

daß die in langen Friedensjahren mit den Polen gemachten Erfahrungen jeden Deutschen die polnische Intrige sofort durchschauen ließen, daß die bisher bewährte deutsche Langmut nur dem reinen Wollen einer Regierung entsprang, die ihrem Volk Ruhe zum Aufbau verschaffen wollte.

So kam es über diese Note bei der Beratung der Regierung überhaupt zu keiner Aussprache. Man hatte Wichtigeres zu tun.

Der Reichswehrminister hatte das Wort. Er enttäuschte einige Mitglieder der Regierung sehr, als er ausführte, daß an eine sofortige aktive Gegenwehr nicht zu denken wäre. Die Reichswehr sei zu schwach dazu und müßte auch erst konzentriert werden. Sei denn das überhaupt mit Rücksicht auf die innenpolitischen Zustände möglich? Es wäre jetzt zunächst Aufgabe der Regierung, außenpolitisch so zu arbeiten, daß eine weitgehende Unterstützung von irgendeiner Seite durch Lieferung von Kriegsmaterial, besonders von dem durch das Versailler Diktat verbotenen, einsetzen müßte. In dieser Zeit müßte die Reichswehr zum modern ausgerüsteten Heere umorganisiert werden — dann erst könnte man mit Erfolg den Polen entgegentreten.

Der Vorschlag eines Regierungsmitgliedes,

erhebliche Teile der Reichswehr durch Seetransport nach Ostpreußen zu bringen, wurde vom Reichswehrminister energisch abgelehnt.

„Die Lage ist nicht mehr zu halten. Es hat keinen Zweck, dorthin noch Truppenteile zu schieben, die infolge ihrer schlechten Ausrüstung doch nur in die Katastrophe hineingerissen werden. Wir müssen uns auf eine Munitions- und Waffensendung beschränken. Dabei ist es durchaus fraglich, ob ein Transport selbst bei großem Umwege nach Pillau gelangt, ohne von den Polen gekapert zu werden."

„Ist denn die deutsche Flotte nicht imstande, diese Transporte zu sichern?"

„Nein. Sie wissen, meine Herren, daß ich bei der letzten Etatsberatung dafür eingetreten bin, den durch die Regierung aufgegebenen Bau des Panzerkreuzers C weiter fortzusetzen. Hätten wir diese Schiffe weitergebaut, so verfügten wir jetzt über eine unbedingte Überlegenheit in der Ostsee über die Polen. So — können wir uns nicht auf eine Schlacht einlassen. Unsere Kräfte reichen gerade nur aus, um im Verlauf des Krieges die polnische Waffeneinfuhr über Gdingen zu stören."

Die Beratungen waren bald beendet.

Im Laufe des 22. 6. traten mehrere Ereignisse ein, die der Regierung die Arbeit erheblich

erleichterten und bei ihrem Bekanntwerden in Warschau sehr unangenehm überraschten.

Im Reichstag wird der Regierung einstimmig das Vertrauen ausgesprochen. Eine Anzahl kommunistischer Abgeordneter war zur Sitzung nicht erschienen ...

Aus England und Italien laufen Telegramme ein, die der deutschen Regierung moralische und materielle Hilfe zusagen ...

Frankreich läßt der deutschen Regierung durch seinen Botschafter empfehlen, die Angelegenheit „des unliebsamen Vorfalls in Ostpreußen“ dem Völkerbund zur Untersuchung zu übergeben.

Zwei Stunden später war die Nachricht von diesem hochherzigen Ratschlag in Berlin verbreitet. Nur durch ein größeres Kommando der Polizei konnte die französische Botschaft vor der Volkswut bewahrt werden ...

Aus dem ganzen Reiche kommen die Meldungen, daß sich vor den Kasernen der Reichswehr die Freiwilligen stauen ...

Telegramme aus den Streikgebieten besagen, daß im Hinblick auf die außenpolitische Lage alle Streiks abgesagt worden sind ...

Die Führer der Rechtsradikalen machen bekannt, daß sie ihre Propaganda einstellen und

sich zur Mitarbeit in der Regierung bereiterklären ...

In Berlin und im ganzen Reich herrscht natürlich eine enorme Aufregung. Trotzdem ist die Stimmung wesentlich von der von 1914 verschieden. Es gibt keine wilde Begeisterung auf den Straßen. Man ist verbissen ruhig, ernst und entschlossen. Die ergrauten Männer, die sich zur Kaserne begeben, um ein zweites Mal in ihrem Leben ihre Pflicht zu tun, wissen, was sie vorhaben. Sie geben sich nicht der Illusion hin, daß sie zu einem Spaziergang nach Warschau aufbrechen. Jeder von ihnen weiß, was er auf sich nimmt. Gefährlich in seiner verhaltenen Wucht wirkt der Marsch jener alternden Wehrwilligen, die in langen, von selbst geordneten Kolonnen den Sammelstellen zustreben.

Über allen liegt das schwere Schicksal Ostpreußens wie ein Alp.

Ostpreußen verblutet — wir können nicht helfen — aber — wir wollen es rächen — wollen es befreien.

☆

Die „Freie" Stadt Danzig.

In Danzig wurden die Nachrichten über den Einfall in Ostpreußen mit der größten Bestür-

zung aufgenommen. Was würde daraus entstehen? Jeder einzige Danziger war sich darüber klar, daß dieser Konflikt ihre Stadt nicht unberührt lassen würde. In den Straßen wogten am Nachmittag des 22. aufgeregte Menschenmengen hin und her. Besonders vor den Zeitungen stauten sich die Massen.

Plötzlich entstand eine ungeheure Erregung und gleichzeitig setzte sich die Menge in Richtung auf den Hafen in Bewegung.

„Sie sind im Hafen ... Die Polen sind da ... Polnische Schiffe sind im Hafen!"

Die Menge strömte zum Hafen. Wirklich. Die gesamten polnischen Torpedobootsstreitkräfte lagen im Danziger Innenhafen. Lagen in Kiellinie im Hafen, entlang der langen Brücke. Dahinter ankerte ein merkwürdiges Schiff. Es war ebenso angestrichen wie die Kriegsschiffe, war aber ohne Zweifel ungepanzert, trug sehr hohe Aufbauten und aus diesen Aufbauten sahen große Röhren hervor, ähnlich umgelegten Ventilatoren. Das Schiff trug die Bezeichnung „PL 1".

In demselben Augenblick, als die polnischen Torpedoboote in den Hafen einliefen, wurde dem gerade auf Grund der Ereignisse zusammengetretenen Volkstag ein Schriftstück folgenden Inhalts überreicht:

„Aus Gründen des Selbstschutzes sehen wir uns gezwungen, Danzig vorübergehend zu besetzen. Eine Abteilung polnischer Truppen hat in diesem Augenblick die Grenze überschritten. Wir fordern den Senat und den Volkstag hiermit auf, zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten unverzüglich zu erklären, daß Danzig mit der militärischen Sicherung durch Polen einverstanden ist, ferner durch einen Aufruf an die Bevölkerung für Aufrechterhaltung der Ruhe zu sorgen; schließlich zum Beweise der Loyalität die Schutzpolizei sofort zu entwaffnen. Die Waffen müssen in spätestens anderthalb Stunden gebündelt am Hafen abgegeben sein, wo sie von einer Marineabteilung gegen Quittung abgeholt werden. Sollte die Stadt Danzig wider Erwarten den hier gemachten Vorschlägen nicht nachkommen, so würden die Unannehmlichkeiten für die Stadt zunächst damit beginnen, daß das im Hafen liegende Spezialschiff „PL 1" ein sehr giftiges Gasgemisch abblasen würde.

Da die Umstände es so glücklich fügen, daß gerade jetzt der Volkstag zusammengetreten ist, gäbe es unserer Ansicht nach keinen Grund bei der sehr klaren Sachlage die Beratung hierüber länger als eine halbe Stunde auszudehnen.

Die Unterzeichneten werden also genau eine

halbe Stunde nach Übergabe dieser Note als Zeichen des Einverständnisses das Niederholen der Danziger Flagge auf dem Volkstagsgebäude erwarten.

Das Befreiungskomitee."

Beim Verlesen der Note, die sofort nach Eingang vorgenommen wurde, entstanden im Beratungssaal ungeheure Tumultszenen. Ein erheblicher Teil der Abgeordneten verließ fluchtartig den Saal, um an die Rettung der eigenen Angehörigen zu denken. Es vergingen 10 Minuten, bevor überhaupt an eine richtige Beratung zu denken war. Dann setzte sich sehr schnell der Vorschlag durch, sofort eine Anfrage sowohl nach Berlin als auch an „den General" in Königsberg zu richten. Es vergingen weitere 15 Minuten, bis eine Antwort aus Königsberg eintraf.

„Kapitulieren. Widerstand zwecklos. Schonen Sie Menschenleben."

Es herrschte vollkommene Stille, als sich der Präsident erhob:

„Wir haben jetzt noch 3 Minuten Zeit. Aus Berlin haben wir in der kurzen Zeit keine Antwort zu erwarten.

Ich schlage vor . . ."

Draußen sieht die Menschenmenge, wie langsam die Danziger Flagge niedergeht. Einer

nach dem andern entblößt das Haupt mit Tränen der Wut in den Augen.

Die Besetzung Danzigs verlief ohne Zwischenfall. Nur drei Hundertschaften der Schutzpolizei meuterten bei dem Befehl, die Waffen abzugeben und verließen unter dem Befehl eines Hauptmanns die Stadt. Es gelang ihnen, sich auf der Nehrung durchzuschlagen und nach Pillau zu entkommen, wo sie sich dem Wehrkreiskommando zur Verfügung stellten.

*

Mister Jassen entdeckt Polen.

„Einen Augenblick, mein Herr, wollen Sie bitte das hier noch unterschreiben . . .!"

Mister Henry Jassen — Vertreter der New York Evening Post — wurde ein kleiner roter Zettel vorgelegt, auf dem der Unterzeichnete bescheinigen mußte, daß er die Luft-Hansa nicht für Schaden und Verzögerungen verantwortlich machen wolle, die sich aus den „neuesten Ereignissen in Ostpreußen" ergeben könnten.

Mister Jassen lächelte ein wenig vor sich hin. Zum wievielten Male wohl, seitdem er vor sechs Wochen seinen Beobachtungsposten in Berlin bezogen hatte? Er lächelte über diese deutsche Gründlichkeit und abwegige Korrekt-

heit, die sich aber auch jede Gelegenheit zur persönlichen Propaganda entgehen ließ.

Da rückt Polen in Ostpreußen ein, mit Recht oder Unrecht — wer weiß es genau, aber daß der Betroffene fein säuberlich und akademisch von den „neuesten Ereignissen" spricht, wenn es sich um den Raub einer Provinz handelt, das war typisch deutsch.

Henry Jassen legte sich bequem in den Sessel und wollte ein wenig ruhen. Mal eine Stunde keine Zeitung lesen, mal mit keinem Menschen sprechen.

Mit Befriedigung konstatierte er, daß sich das deutsche Junkers-Flugzeug genau so sicher und angenehm vom Boden erhob, wie er es von seinen vielen Flügen als Korrespondent und Journalist für Mittelamerika mit amerikanischen Flugzeugen gewohnt war.

Mister Jassen ist ein durchaus amerikanischer Typ. Er hat dies freie, gelassene, herrenmäßige Auftreten, dies energische Kinn und so freundlich lächelnde Augen, was uns immer wieder angenehm an den typischen Vertretern dieser Nation berührt.

Vor 6 Wochen erst ist er in Europa gelandet, um seine Stellung in Berlin anzutreten. Eigentlich hat er diesen Wechsel nur seiner Frau, einer sehr niedlichen Polin, zuliebe ge-

tan. Sie wollte halt unbedingt nach Europa. Nun ging die Fahrt nach Ostpreußen, wo entschieden etwas los war.

Er entfaltete jetzt die Streckenkarte, die jedem Passagier geliefert wird. Schon wurde sein journalistisches Interesse wach. Die rot eingezeichnete Fluglinie führte nämlich nicht etwa direkt von Berlin nach Danzig, sondern über Stolp auf das Meer hinaus, um dann im riesigen Bogen nach Danzig zurückzukehren. Merkwürdig ...

„Polen gestattet nicht das Überfliegen polnischen Gebietes. Hier würden die deutschen Flugzeuge etwa 50 Kilometer polnisches Gebiet, den sogenannten Korridor, überqueren. Deshalb müssen die Flugzeuge weit aufs Meer hinaus und von dort wieder nach Danzig zurück", antwortet ihm auf seine Frage ein Nachbar.

Wieder muß Jassen mit dem Kopf schütteln. Ganz unverständlich war ihm das. Da er gefühlsmäßig, von seiner Frau beeinflußt, durchaus der deutschen Klage über den Korridor skeptisch und kühl gegenüberstand, war er durch diese Tatsache ein wenig überrascht.

Na, dachte Jassen bei sich, wird schon bestimmt Gründe haben, schließlich sind die Polen auch Europäer, wer weiß ...

Das Meer, dann Danzig. Der Apparat senkt sich in langen gleichmäßigen Abwärtskurven. Dort liegt der Flughafen. Jetzt qualmt das Landezeichen auf. Schon rollt der Apparat stuckernd auf dem Boden, nähert sich der Halle. Davor steht ein Beamter der Danziger Flugpolizei. Jassen, der gewohnt ist, scharf und ohne Anstrengung auch Nebensächliches zu beobachten, faßt einen seltsam glasigen schreckhaften Blick dieses Beamten auf. Sein Gesicht scheint weiß unter der Mütze.

„Schlecht ist dem Mann" — denkt Jassen — „Magenweh hat er sicherlich, der kann sich ja kaum noch halten."

Der Motor steht. Die sechs Passagiere machen sich zum Aussteigen fertig. Fünf ältere Herren, die sicher geschäftlich reisten, und ein junges Mädchen von 16 oder 17 Jahren. Blond und sehr hübsch, dabei recht distinguiert, durchaus Dame.

Die Tür wird geöffnet, da kommt auch schon von der Wartehalle her ein Mann gelaufen. „Andere Uniform" registriert Jassen automatisch. Der Mann hat einen großen Säbel mit weißer, blinkender Scheide um, die graubraune Uniform ist verziert mit roten Aufschlägen — aber warum hat er eine Pistole in der Hand?

„Ich erkläre Sie für gefangen! Wagen Sie keinen Widerstand. Hände hoch! Aussteigen!"

Drüben an der Halle öffnen sich zwei Türen weit — zwei schwere Maschinengewehre stehen mit ihrer Bedienung fertig zum Schuß. Entfernung 60 Meter.

„Aussichtslos" denkt der Flugzeugführer, der schon den Motor anlassen wollte, „jeder Schuß sitzt auf diese Entfernung, in einer halben Minute bin ich ein Sieb", seine Hand läßt den Hebel.

Mister Jassen läßt das alles sehr kalt. Maschinengewehre und Pistolenmündungen sind ihm von einem Dutzend mittelamerikanischer Revolutionen her bekannt und können ihm nicht sehr imponieren. Immerhin — er ist jetzt mitten im Beruf, innerlich notiert er bereits. Also Danzig ist demnach in polnischer Hand. Seit wann? Dort der Mann mit den hohen Lackstiefeln und dem Monokel ist sicher ein polnischer Offizier, den muß man fragen, er lüftet die Mütze und geht auf ihn zu:

„Sie sprechen deutsch? Ich bin amerikanischer Journalist, können Sie mir einige Fragen beantworten ..."

Irgendwie muß ihn der Pole mißverstanden haben, vielleicht war er auch so nervös, daß er das Hinzutreten und Lächeln des Herrn in die

falsche Kehle bekam — jedenfalls stößt er mit dem Pistolenkolben Jassen mit solcher Wucht vor die Brust, daß dieser einige Schritte zurücktaumelt.

Einige polnische Kommandos. Die Passagiere und der Flugzeugführer sowie der Bordmonteur werden gefesselt. Auch Jassen bekommt eine feste Kette um beide Handgelenke, die auf dem Rücken zusammengehalten werden.

„Schmerzhaft und entwürdigend" denkt Jassen — „Barbarisch und empörend", als er sieht, daß auch das blonde Kind von einem kleinen, schwarzen Polen gefesselt, mit sichtbarem Sadismus ihre Arme übermäßig dabei zusammengedrückt werden.

10 Minuten später in einer kleinen Stube der Flughallenrestauration. Der polnische Offizier — ein Capitain — wie Jassen inzwischen erfahren hat, sitzt rücklings auf einem Stuhl. Vor Jassen steht ein polnischer Soldat, dem sein Analphabetentum aus dem Gesicht leuchtet. Der untersucht Jassen, tastet ihn ab, holt Geld und Ausweise aus den Taschen, nimmt auch die Uhr, zieht mit seinen schmierigen Händen die Ringe von den Fingern.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich amerikanischer Staatsbürger bin . . . ich verlange . . ."

Der Offizier lacht breit — er ist betrunken, stellt Jassen mit Ekel fest.

„Gib ihm eine auf die Schnauze ... er quatscht zuviel!"

Schon hat Jassen die Faust des Polen im Gesicht, er verzieht keine Miene, doch kocht es in ihm vor Verachtung und Wut. Er wird an den Schultern gepackt und in ein dunkles Zimmer gestoßen. Dunkel ist der Raum. Vor den Fenstern sind Läden. Draußen ist der Schritt eines Postens zu hören.

Eine Stunde später auf einem Lastauto auf der Fahrt nach Danzig hinein. Vier Soldaten stehen schwer bewaffnet bei den immer noch gefesselten Passagieren, achten darauf, daß diese nicht miteinander sprechen. Jassen schmerzen die Handgelenke, mehr noch zerrt an ihm die Empörung über diese asiatische Behandlung. Auch die anderen Gefangenen sitzen mit verbissenen, wütenden Gesichtern da, einem tropft Blut aus einer breiten Kopfwunde. Das Mädchen sitzt völlig teilnahmslos, an ihren Handgelenken haben die rostigen Ketten die Haut losgescheuert, das blutende Fleisch liegt offen, auf ihrem Gesicht sind Kratzstriemen zu sehen, ihre Kleider sind zerfetzt. Jassen schaudert bei dem Gedanken an das, was aus dem jungen

Geschöpf in so kurzer Zeit von den Polen gemacht wurde.

Sie halten vor einem großen Gebäude, werden hineingeführt und vernommen. Die erste Vernehmung führte bei Jassen zu keinem Ergebnis. Alle Versicherungen, daß er Neutraler sei, wurden mit einem Lachen und ein paar groben Worten weggewischt.

„Ich bin Amerikaner ..."

„Müßt Ihr falschen Geldsäcke eure dreckige Nase überall hinstecken... na ... wir werden dir das Spionieren schon austreiben ... und ... Anton ... glaubst du denn, daß der da Amerikaner ist ... ein deutsches Schwein ist er ..."

Jassen merkte, daß er so nicht weiterkommt. Sagte gar nichts mehr und ließ sich wieder abführen. Kam er nicht zufällig an einen Beamten, der etwas mehr von Amerika und der Rolle, die es gerade jetzt in dem beginnenden neuen Weltbrand spielen würde, wußte, so konnte er sich mit einer langen Haft, vielleicht in den berüchtigten Gefängnissen von Brest abfinden.

Zur nächsten Vernehmung wurde Jassen vier Stunden später in ein anderes Zimmer geführt. Jassen antwortete auf jede Frage nur in englischer Sprache. Staunen auf der anderen

Seite. Flüstern. Telephonieren. Nach einigem Warten kommt der Dolmetscher.

„Ich bin amerikanischer Journalist, will zu dem amerikanischen Konsul in Danzig." Jassen verschweigt, daß er nach Ostpreußen wollte, denn anscheinend brachte dieses Wort allein die Polen auf Touren.

Übersetzung — aufgeregtes Flüstern — die Fessel wird ihm abgenommen — ein Stuhl angeboten — beide Polen verlassen das Zimmer. Nach wenigen Minuten öffnet sich die Tür, ein ganzer Klumpen Menschen erscheint, in Zivil und Uniform. Ein höherer Offizier, mit Orden bedeckt, geht mit ausgestreckten Armen, mit strahlendem Lächeln auf Jassen zu:

„Wie ich mich freue, einen Vertreter der hochherzigen amerikanischen Nation zu sehen ... welch merkwürdiges Mißverständnis, daß Sie nicht gleich zu mir geführt wurden ... Sie verstehen ... wir stoßen bei unserer friedfertigen Polizeiaktion zur Befreiung unserer polnischen Mitbürger hier in Danzig auf soviel preußische Sabotage, daß unsere Polizeiorgane etwas nervös geworden sind. Sie wollen zu Ihrem Konsul? Sogleich. Ein Auto! Aber Sie werden mir doch erst die Freude machen mit mir zu speisen. Es wäre eine hohe Ehre für mich, den Vertreter der Kulturnation des

Ostens, den Vertreter der in jeder Beziehung so ähnlich gearteten amerikanischen Nation herzlich zu begrüßen. — Nicht wahr, Sie speisen mit mir?"

„Sehr gern, Herr Oberst, doch eine Bitte ... mit mir im selben Flugzeug kam meine deutsche Stenotypistin mit. Sie ist noch hier ..."

„Oh, welch bedauerliches Mißverständnis ... oh, ich verstehe ... Ihre ... Steno-ty-pistin" sagte lächelnd der Oberst, „wir werden sie gleich ... sie wird mit uns speisen ... es wird mir eine Ehre sein."

Nach einiger Zeit, die der Oberst mit der Vorstellung einer ganzen Anzahl von Herren, die über viel Orden und Titel verfügten, hinbrachte, erschien das deutsche Mädchen, deren Namen Jassen nicht kannte und die plötzlich zu seiner Stenotypistin avanciert war. Als sie kam, erschrak nicht nur Jassen, sondern auch der Oberst. Sie mußte geführt werden. Es war deutlich, daß die Mißhandlungen hier in verstärkter und vertierter Form fortgesetzt worden waren. Von einer Kleidung konnte man überhaupt nicht sprechen, einige Fetzen hingen noch an ihrem Körper, ihre Augen zeigten, daß sie völlig abwesend, vielleicht schon wahnsinnig war.

Jassen überlegte eine Sekunde, schnell mußte

gehandelt werden, denn schon sah er in den Augen des Polen ein tückisches Licht aufblitzen.

„Sie sehen, Herr Oberst, die Dame braucht etwas Gelegenheit, um sich von der Aufregung zu erholen. — Wir können ja für heute abend etwas verabreden. — Auf Wiedersehen!"

Jassen faßte das Mädchen und führte sie schnell durch die Polen hindurch, hinunter auf die Straße — in ein Auto.

Mister Henry Jassen hatte Polen „entdeckt".

☆

„Wieder ein kleiner Zwischenfall."

Am Nachmittag des 22. streben die polnischen Kolonnen auf den verschiedensten Wegen nach Königsberg. Das Bild ist auf fast allen Straßen dasselbe: Zuerst kommt eine Kolonne von Schnellpanzerwagen, dann eine oder mehrere Kompanien auf Motorrädern mit Beiwagen, es folgen Bataillone auf geländegängigen Lastkraftwagen, dazu motorisierte Artillerie, später Radfahrbataillone, Kavallerie und wieder Infanterie auf älteren und langsameren Lastkraftwagen. Auf manchen Straßen donnern dazwischen Tankkompanien über die Straße.

Die Polen sind, wie der Blitz, in das tägliche Leben hineingefahren, in den Dörfern und auf

den Feldern sehen verwundert Landleute zu ihnen herüber, wischen sich über die Augen, wollen und können es nicht glauben, was sie da sehen. Auf den Straßen begegnen die Kolonnen allen möglichen Fuhrwerken. Es sind Bauern, die zur Stadt zum Markt wollen, sie werden von den Polen nicht beachtet, die haben Eile. Kommt ein ahnungsloses Auto, so wird es allerdings angehalten, die Insassen werden mehr oder weniger höflich ersucht auszusteigen, das Auto wird beschlagnahmt. Die Insassen stehen meist noch einige Zeit fast betäubt vom Schreck und Ärger auf derselben Stelle, bis sie sich auf den Marsch zum nächsten Dorf machen.

Durch die Dörfer und kleineren Städte brausen die Kolonnen ohne anzuhalten durch. Nur eine ganz kleine Abteilung — ein großer Personenkraftwagen voll — bleibt in jedem Dorf und jeder Stadt. Das Postamt oder die Poststelle werden besetzt, ebenso sämtliche Tankstellen der Stadt. Gleich beim Einrücken werden von jeder Abteilung eine Anzahl Frauen zu Geiseln genommen, um „Unannehmlichkeiten zu vermeiden", wie sich die Polen mit einer Verbeugung und ihrem falschen Lächeln entschuldigen.

In den späten Nachmittagsstunden wird der Vormarsch bei der rechten Kolonne der Haupt-

armee etwas langsamer. Sie marschiert von Sensburg über Rastenburg auf Korschen. Da die 2. Armee, die über Arys und Lyck vorrückt, jetzt erst Johannisburg und Prostken erreicht hat — sie muß gegen deutsche Kavallerie, die sie wie ein Wespenschwarm umgibt, langwierig kämpfen — erscheint dem Führer der rechten Kolonne die Bedrohung aus der Flanke, von Lötzen her doch so stark, daß er den Vormarsch abbremst. Schließlich hält die Kolonne, man will die Ergebnisse der Aufklärung abwarten.

Aus den Panzerwagen, aus den Lastkraftwagen klettern jetzt die Polen, recken ihre steif geschüttelten Glieder, seit vielen Stunden sind sie kaum aus dem Wagen gekommen. Diese Abteilung hat mit deutschen Truppen noch keine Berührung gehabt. Wo sind die Deutschen eigentlich? Man hat sich den Vormarsch zwar ziemlich leicht vorgestellt, aber daß man einfach nur so spazierenfahren würde, hatte doch niemand geglaubt. Man bedauerte es allgemein, daß man so gar keine Gelegenheit hatte, den Deutschen so mal richtig das Laufen beizubringen.

„Morgen marschieren wir in Königsberg ein und haben von dem ganzen schönen Krieg nichts gehabt." Ganz unglaublich klang da die Erzählung eines Betriebsstoffergänzungstrupps,

der, von der linken Marschkolonne herübergeschickt, Wunderdinge von einem schweren Gefecht, das dort stattgefunden hatte, erzählte. Da sollen sich die Deutschen hervorragend geschlagen haben und die polnischen Verluste enorm sein.

„Na, das wird wohl ein wenig übertrieben sein", denkt man beruhigt.

Da immer noch keine Meldungen der Aufklärung vorlagen und das Tagesziel ohnehin fast erreicht war, befahl der Führer, ein Brigadegeneral, an Ort und Stelle zur Ruhe überzugehen. Es war inzwischen sieben Uhr abends geworden, und die Polen machten es sich an der Straße bequem. Man saß im Straßengraben, rauchte auf das Essen wartend eine Zigarette, plauderte lustig, hier und da wurde ein Lied gesungen, auch sah man sich ein wenig die Gegend an.

Da war es auch kein Wunder, daß die wenigen Leute, die sehr verschüchtert vorbeikamen, betrachtet und auch angerufen wurden. Man wollte doch sehen, was das für Leute waren, diese Preußen.

Ein kleines Bauernwägelchen erregte überall heiteres Aufsehen. Ein kleines zusammengefallenes erbärmliches Pferd zog einen ebenso klappprigen Wagen. Drauf thronte ein nettes

kleines Mädel. Der Wagen enthielt Kisten mit Geflügel, Hühner, Enten, Tauben und zwei Körbe voll Gemüse. Ein zottiger Schäferhund bellte wütend aus dem Wagen in die Kolonne. Die Kleine, die an der ganzen Kolonne vorbeifuhr, mußte sich so manchen lustigen und manchen nicht sehr schönen Zuruf anhören, der sie aber anscheinend nicht berührte, sie schien nicht polnisch zu verstehen.

Als sie so an einer motorisierten schweren Haubitzbatterie vorbeirumpelte, wurde sie in deutscher Sprache angerufen:

„Na, Puppe, wohin noch so spät. Ihr wollt wohl noch zum Schatz"

„Nein, nein, junger Herr, zum Markt, zum Markt", hatte die Kleine mit hoher Stimme und rot werdend geantwortet, und war begleitet von dem Gelächter der Artilleristen weitergefahren. Fast am Ende der Kolonne, da wo bereits die Betriebsstoff-, Werkstatt- und Bagagewagen hielten, war das merkwürdige Fuhrwerk von der Straße herunter einen Feldweg nach links abgebogen. Nach einigen hundert Metern verschwand es in einem kleinen Waldstückchen. Dort hielt es plötzlich.

Das Mädchen sprang mit einem Satz vom Wagen herunter, der die ganze polnische Kolonne zum heftigsten Erstaunen gebracht hätte.

Sie rief mit einer ganz anderen Stimme das Pferd an: „Steh, alter Josse", setzte sich dann auf einen Baumstumpf und begann auf winzigem Papier winzige Zeichen zu malen. Sehr schnell ging das. Dann steckte sie die kleine Papierrolle in eine Metallhülse, sprang wieder auf den Wagen, nahm aus einem Körbchen eine Taube heraus, befestigte das Röllchen an ihrem Fuß, warf das Tier hoch in die Luft und fuhr gleich darauf befriedigt weiter.

Nach einiger Zeit sehen wir dasselbe Fuhrwerk wieder, es fährt jetzt auf einem Feldweg, der ungefähr drei Kilometer von der Straße entfernt, parallel zu ihr führt. Sonderbarerweise in der Richtung, aus der es vor einiger Zeit gekommen war.

Auf diesem Wege stehen die polnischen Sicherungen und Feldwachen, die die Ruhe der Truppe gegen Gefahren aus der Flanke sichern sollten.

Jetzt hat die Kleine aber Pech, denn sie kam ausgerechnet an einer Feldwache vorbei, die gerade ein Offizier revidierte, der vor einer halben Stunde erst von der Hauptstraße her hier an dieser Stelle angekommen war. Als er das Fuhrwerk kommen sah, erinnerte er sich sogleich, es ganz bestimmt vor kurzem auf der Straße gesehen zu haben, es war ja unverkenn-

bar. Hatte er doch selbst noch einen Kameraden darauf aufmerksam gemacht. Und jetzt fuhr das Wägelchen in der entgegengesetzten Richtung? Da stimmte etwas nicht.

„Halt! Stehenbleiben", rief der Offizier in vorzüglichem Deutsch. „Ich habe Sie doch vor einer halben Stunde auf der Straße in der anderen Richtung fahren sehen. Wie kommt das?"

„Ja, ja, das stimmt schon. Aber haben mich die Kerle doch angehalten. Sie sagten, sie dürfen keinen einzigen mehr durchlassen. Hab ich ihnen sogar drei Mark angeboten, weil ich eilig hab. Aber die lassen nicht. Da bin ich gleich anderen Weg gefahren, wieder zurück, denn ..."

Der Offizier war durchaus nicht beruhigt. Das Mädelchen machte zwar einen mehr als harmlosen Eindruck, aber die Geschichte mit dem Anhalten erschien ihm doch etwas unklar, wußte er doch ganz genau, daß ein Anhalten von Zivilpersonen nur dann erfolgen sollte, wenn ganz bestimmte Gründe dafür vorlagen.

„Was haben Sie da in dem Wagen?

„Na, Geflügel, Herr Offizier, schönes Geflügel, wollte ich doch zum Markt zu morgen. Wir armen Leute . . ."

„Halten Sie doch endlich mal den Mund" sagte der Leutnant erboßt über das Gerede. Er

sah in den Wagen und fand tatsächlich nur allerlei Getier. Er wurde wieder unsicher, es war ja möglich, daß jetzt, wo die Truppe ruhen sollte, etwas an dem Befehl geändert war. Beweisen konnte man dieser kleinen Person doch nichts, man kann sie doch nicht einer Leibesvisitation unterziehen. So nett das wäre, aber die Kerls würden sich ja totlachen.

Da fiel sein Blick auf die Tauben. Wieder wurde sein Argwohn wach. Vorsicht ist gut auf jeden Fall, dachte er bei sich, nahm das Körbchen mit den vier Tauben, steckte der sich vielmals bedankenden Kleinen einen Geldschein in die Hand und ließ sie weiterfahren.

Auch der Pole war zufrieden. Mit den Tauben konnte sie keinen Schaden mehr anrichten.

Nur fünf Kilometer von dieser Stelle dehnte sich ein riesiger Forst. In einer der vielen völlig versteckt und unzugänglich liegenden Schluchten herrschte ein reges Leben. Pferde, Fahrzeuge, Menschen — alles quirlte scheinbar unordentlich durcheinander, ein Zigeunerlager, in dem die Unruhe vor dem Aufbruch war, so schien es. An einer Stelle sitzen mehrere Offiziere zusammen auf der Erde. — Deutsche Reiteroffiziere. —

„Durch unsere Vertrauensleute haben wir

einwandfrei festgestellt, daß keiner der Bewohner, die von den polnischen Aufklärungspatrouillen befragt worden sind, versagt hat. Sie haben alle angegeben, daß sie hier überhaupt noch keine Truppen seit dem letzten Manöver gesehen hätten. Die Patrouillen waren übrigens sehr unvorsichtig, man hätte sie ohne weiteres alle hops nehmen können."

„Das lohnt sich bloß nicht, man hätte doch gestutzt, wenn niemand zurückgekommen wäre."

„Was hat denn eigentlich das kleine Förstertöchterlein gemeldet?"

„Zuerst durch Brieftaube ganz genau die Stellung der Kolonne, dann durch den Meldehund die Stellung der Feldwachen."

„Ein Mordsmädel die Kleine... wo hat sie bloß die militärischen Kenntnisse her?"

„Sie ist mit einem Wachtmeister verlobt ... der hat sie richtig erzogen."

„Übrigens wäre sie beinahe gefaßt worden. Man hat sogar ihren Karren durchsucht. Ein Wunder, daß sie die Meldehülsen, die sie unter Gemüse versteckt hatte, nicht gefunden haben, wahrscheinlich waren den Leuten die Kartoffel zu dreckig ... Was sie dann noch gemeldet hat, das versteht allerdings kein Mensch."

„Na, wie so denn? Was hat sie denn gemeldet?"

„Ganz unglaublich, sie meldet, daß sie ihre überzähligen Brieftauben bei guter Gelegenheit für 10 Zloty verkauft hat — an einen polnischen Offizier.

☆

„Rache für Königsberg!"

Da stehen unter einer Kiefer zwei polnische Soldaten, ein Doppelposten. Es ist nach 11 Uhr abends, der Himmel ist bewölkt und seit zwei Stunden rauscht ein unaufhörlicher Regen nieder. Man kann nicht zehn Schritt weit sehen. Die Beiden stehen schon seit einer Stunde, und die aufgeregte Aufmerksamkeit, die sie in ihrer ersten Postenstunde im feindlichen Lande gespannt hielt, ist einer müden Gleichgültigkeit gewichen.

Länger als 24 Stunden war man jetzt auf den Beinen, stand im Regen hier herum und konnte den Sinn eigentlich nicht recht einsehen. Krieg! Na wenn schon. — Von den Preußen war doch nichts zu sehen, die waren geschlagen und wahrscheinlich schon längst auf die Schiffe gestiegen, um sich nach ihrem Lande zu retten. Warum überhaupt dieser Krieg — da erzählen sie uns von Manövern, und plötzlich wird scharfe Munition ausgegeben, eine Rede gehalten, und schon steigt man in den Last-

kraftwagen — ab — nach Preußen. Das einzig Gute daran war noch das halbe Liter Schnaps, das sie uns gestern abend spendiert haben.

Der eine hatte sich jetzt auf die Erde gesetzt, der andere stand an den Kiefernstamm gelehnt und dröselte vor sich hin. Zu sehen und hören war bei dem ewigen Regen doch nichts.

Plötzlich fühlt er sich von einem kräftigen Arm um den Hals gepackt, und mit einem Ruck zu Boden gezogen, über sich sieht er ein unbekanntes Gesicht und erkennt gleich darauf die deutsche Militärmütze. Da will er schreien, läßt es doch im letzten Augenblick sein, nur zwei Zentimeter über seiner Kehle sieht er eisenblanken Stahl, fühlt fast die scharfe Spitze.

Genau so ist es seinem Kameraden gegangen, dem steht plötzlich, wie aus der Hölle gekommen, der Lauf einer Pistole vor dem Gesicht und eine Stimme macht energisch: Pst! Nun hören beide, die noch nicht ganz bei Sinnen nebeneinander auf der Erde sitzen, das Miauen einer Katze. Wenige Sekunden später sehen sie sechs gebückte Gestalten näherkommen. Eine davon bleibt stehen und winkt den beiden mitzukommen — in derselben Richtung, aus der sie eben auftauchten.

Von denen, die dem polnischen Doppelposten einen so unerwarteten Besuch gemacht hatten, sagte jetzt der größere leise zu seinem Kameraden:

„Wir hätten doch gleich fragen sollen, wo die Feldwache liegt."

„Herr Unteroffizier, ich weiß hier genau Bescheid. Die können nirgendwo anders als in der Bauernkate sein, die man von hier nicht sieht, sie ist aber 30 Schritt weiter am Wege."

„Also los, führen Sie uns." Die beiden vorweg, die fünf anderen, die in der Nähe gewartet hatten, hinterher, schritten sie sehr leise auf die Hütte zu. Immer noch rauschte der Regen nieder und verschlang jedes Geräusch.

Aus der Ferne waren jetzt zwei Schüsse zu hören, kurz hintereinander.

„Da ist etwas schief gegangen", sagte einer der bisher so Schweigsamen.

„Meckere nich, halt' den Mund!" sagte der Unteroffizier. Sie waren jetzt vor der Hütte angekommen. Nichts rührte sich darin. Der Unteroffizier teilte mit leiser Stimme ein:

„Ihr beiden vor die Hütte, aufpassen auf Leute, die hier revidieren wollen, du bleibst hier am Fenster stehen, die anderen mitkommen."

Sie öffneten die Tür und traten in den ersten Raum, eine Art Wohnküche, ein. Dunkelheit. Dicke, warme, schlechte Luft. Geruch nach Menschen, Schweiß und Leder. Atmen von Menschen, Schnarchen—jetzt blitzt die Taschenlampe des Unteroffiziers auf, beleuchtet die auf Stroh durcheinanderliegenden Gestalten von ungefähr 15 Polen. Ihre Waffen liegen zum Teil neben ihnen, zum Teil sind sie an die Wand gestellt. Zwei von den Deutschen bleiben an der Tür stehen, nehmen das entsicherte Gewehr hoch, die anderen gehen vorsichtig zur Tür, stoßen doch an einen Kopf — der sagt einen bösen Fluch im Halbschlaf, öffnen die Tür, die zu dem einzigen noch vorhandenen Raum führt und sehen im starken Licht der Taschenlampe auch hier ein wüstes Durcheinander von Beinen, Köpfen, Waffen.

In dem breiten Ehebett liegt mit angezogenen schmutzigen Stiefeln ein polnischer Feldwebel. „Los", sagt jetzt eine ruhige Stimme. Da blitzen hier und auch in dem anderen Raum noch mehrere Taschenlampen auf. Beide Zimmer sind jetzt fast ganz hell beleuchtet. In der Küche sind schon zwei Polen wach geworden, haben sich aufgerichtet und sitzen in die Lampen blinzelnd halb wach.

„Aufstehen, Hände hoch!"

Sie werden wach, verstehen zum Teil das deutsche Kommando nicht, verstehen aber seinen Sinn, stehen auf und heben wie hypnotisiert die Hände. Einer, anscheinend ein Unteroffizier, greift blitzschnell zu seinem Gewehr, will es hochnehmen, hat schon entsichert, da fährt ihm mit Wucht ein Bajonett in die Seite, er sinkt mit einem halb erstickten Schrei zur Erde.

Keiner wagt jetzt noch einen Widerstand. Zwei Polen werden die Waffen aller Leute aufgepackt, sie können es kaum schaffen. In Doppelreihe müssen die anderen hinterher, 'raus, von zwei Mann eskortiert, geht es zurück, Marschrichtung Wald.

Der Unteroffizier ist inzwischen über den Hof nach dem Stall gegangen. Weckt dort das im Stroh liegende Bauernehepaar, zwei alte Leute, die völlig verschreckt aus dem Schlafe fahren.

„Na, Vater, nun geht man wieder in euer Bett, für heute werdet Ihr wohl Ruhe haben."

Als er wieder auf den Weg kommt, sieht er vor sich die dunklen Umrisse von Pferdeleibern. Ein Stimme fragt leise:

„Nun, Werner, ist alles in Ordnung?"

„Jawohl, Herr Rittmeister, ist alles klar ge-

gangen ohne Spektakel, aber weiter rechts, da hörte man vorher Schießen."

„Na, dann wollen wir uns doppelt beeilen!" Im Trabe reitet die Eskadron an. Nur noch 1500 Meter, dann wird abgesessen, und mit Abständen nähert sich die entfaltete Eskadron der Straße.

Man ist noch gut 200 Meter von der Straße entfernt, da geht, ungefähr ein Kilometer, rechts ein dolles Schießen los. Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Jetzt steigen auch Leuchtkugeln hoch, die ihren Schein bis hierher werfen.

„Nu hilft die Vorsicht der Mutter nischt mehr", sagt der Rittmeister laut vor sich hin, dreht sich um und ruft: „Marsch, marsch . . .!"

Die Eskadron stürzt vor, vor ihr tauchen jetzt die Umrisse von großen Maschinen auf. „Aha", denkt in diesem Augenblick jeder, „es stimmt ganz genau, wir sollten auf die Haubitzbatterie stoßen, da ist sie ja." Schon fallen einige Schüsse des polnischen Postens. Aber da sind sie schon an ihm, über ihm, sind schon an den Treckern, an denen die Geschütze hängen, fallen über die Bedienungsmannschaften, die sich vor lauter Entsetzen nicht zur Wehr setzen, wie ein Sturmwind her.

„Rache für Königsberg!“ gellt es durch die Nacht. Auch an anderen Stellen der Straße hört man jetzt Gefechtslärm. Bei der Eskadron ist bald alles wieder still geworden. Schnell hat man die Gefangenen zusammengestellt, mit Waffen und erbeuteter Munition beladen und sie unter Bewachung nach rückwärts geschickt. Während die Eskadron nun nach vorwärts sichert, machen sich verschiedene Gestalten an den Geschützen zu schaffen. Nach noch nicht 10 Minuten tritt ein Offizier an den Rittmeister heran und meldet: „Wir sind fertig, Herr Rittmeister.“ „Donnerwetter, das ging ja schnell mit eurer schwarzen Kunst, nu macht mal bloß los, daß wir hier auch weg können.“

Eine rote Leuchtkugel wird abgeschossen. Jetzt sieht man überall längs der Straße dieses Signal hochgehen, bis auf die Stelle, wo noch immer starker Kampflärm zu hören ist. Da steigt im Hintergelände, dort, wo die deutschen Reiter hergekommen sind, eine grüne Leuchtkugel hoch empor. Die Trecker der Haubitzbatterie fahren an. Die ganze Batterie setzt sich in Marsch . . . Überall an der Straße werden die für Deutschland so unendlich wichtigen Maschinen von Angehörigen der deut-

schen Kraftfahrabteilung in Gang gesetzt und treten den Marsch nach Königsberg an.

Einige Sekunden später sind an der ganzen Straße entlang heftige Explosionen zu hören. Man sprengt dort diejenigen Wagen, Trecker und Geschütze, die aus irgendeinem Grunde nicht fahrbereit sind und den Polen wieder in die Hand fallen würden. Nun wurde der Gefechtslärm geringer und bald herrscht über der ganzen Gegend tiefe Stille...

„An die 1. Division.

Funkmeldung.

2. (Pr.) Reiterregiment hat befohlenen Angriff auf 8. polnische Schnellbrigade soeben mit Erfolg durchgeführt. Die Überraschung gelang nur an einer Stelle nicht, bei einer polnischen Radfahrkompanie.

Es wurden annähernd 3000 Gefangene, 2000 Gewehre, 92 Maschinengewehre und erhebliche Munitionsmengen eingebracht. Es wurden genommen: 44 geländegängige Lastkraftwagen, 112 Lastkraftwagen, 15 Tanks, 4 Panzerwagen, 1 mot. Batterie, 4 Betriebsstoffwagen.

Das Regiment wird gegen 6 Uhr morgens in den befohlenen Unterkünften eintreffen."

☆

Der Erste Generalstabsoffizier hat seinen Vortrag fast beendet. Er hat die Stellung der polnischen Truppen an der großen, an die Wand gehängten Karte bezeichnet. Bis tief in das ostpreußische Land, bis in die Nähe von Königsberg sind die Fähnchen der polnischen Truppen gesteckt. Er fährt fort:

„Zusammenfassend ist also zu sagen, daß der Vormarsch im allgemeinen den gedachten Verlauf genommen hat. Nur hat es sich zeitlich verschoben, wir haben fast nirgends das für heute früh gesteckte Ziel erreicht. Von Stunde zu Stunde mehren sich die Nachrichten, die eine unerwartete Versteifung des deutschen Widerstandes melden. Der deutsche Überfall auf die rechte Kolonne ist, so schmerzlich er für uns war, strategisch wenig bedeutungsvoll. Er hat den Vormarsch der ganzen Armee zwar aufgehalten, aber nicht seine Fortführung verhindert. Aber etwas anderes: Ihnen ist ja bekannt, daß unsere Einbußen an Material und technisch durchgebildeten Menschen bei diesem, wir wollen ehrlich sein, verdammt schneidigen Nachtangriff bedeutend waren. Inzwischen hat sich aber auch aus den statistischen Meldungen der übrigen Truppen ergeben, daß

unsere Verluste an Menschen und an dem für uns viel wertvolleren Material bedeutend sind — den Voranschlag jedenfalls erheblich übertreffen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir hier nicht ein Teil der polnischen Armee sind, der durch andere Teile beliebig zu ergänzen und zu ersetzen ist. Wir sind vielmehr der Kern der Armee. Alle modernen Waffen, die Polen überhaupt hat, sind hier vereinigt. Und diese Waffen werden an anderen Fronten — darüber müssen wir uns nach den Nachrichten, die aus Deutschland und England kommen, jetzt klar sein — noch sehr notwendig gebraucht. Was geschieht, wenn unsere Verluste, die bis jetzt einschließlich der Betriebsunfälle 30 Prozent betragen, sich morgen um weitere 20 Prozent erhöhen? Der Deutsche — das hat uns ja sein Vorstoß gezeigt — scheint an Flucht oder Übergabe von Königsberg vorläufig nicht zu denken. Ich glaube, wir müssen noch mit einer sehr energischen Abwehr rechnen und ... mit entsprechenden Verlusten. Was nun, wenn es uns zwar gelingt in den Trümmern von Königsberg einzuziehen, die Mehrzahl unserer Tanks aber auf der Strecke bleiben? Ist der Erfolg: „Königsberg" die beste Hälfte unserer Kraft wert?"

Der General Novotmierski nahm das Wort.

„Ihre Einwände sind nicht im geringsten berechtigt. Es handelt sich für uns um mehr, als um einen Prestige-Erfolg. Die deutsche Regierung hat bisher auf unsere Note nicht geantwortet. Ich weiß nicht, ob wir das als ein gutes Zeichen buchen dürfen. Ich habe das Gefühl, als ob wir mit einer baldigen Tätigkeit der Reichswehr gegen unsere Westgrenze rechnen müssen.

Soeben kam die Nachricht, daß die 7. Brigade Danzig besetzt hat. Warschau wollte die Besetzung erst dann anordnen, wenn die Wahrscheinlichkeit eines deutschen Eingreifens bestünde. Warschau muß doch wohl schon entsprechende Nachrichten haben. Greifen wir morgen nicht unter Einsatz unserer ganzen Kraft an, so verstärkt sich die Königsberger Stellung mehr und mehr. Müssen wir unsere Hauptkräfte an andere Fronten werfen, so ziehen sie hier nach halber Arbeit ab. Denn solange ein deutscher Soldat die Möglichkeit hat in Ostpreußen zu landen, so lange ist es halbe Arbeit! Ein Krieg gegen Deutschland mit einem nicht eroberten Königsberg in der Flanke ist aber ein Unding.

Ich gebe zu, ich habe die deutsche Leistungsfähigkeit unterschätzt. Man darf sie aber auch nicht überschätzen. Ich glaube nicht an

einen nachhaltigen deutschen Widerstand. Der Überfall vom 23. auf Kolonne III war ein letzter verzweifelter Versuch.

Wir greifen morgen an! Machen wir das neue „Grunwald" endgültig!"

☆

Grunwald?

Das Gebäude des Wehrkreiskommandos in Königsberg war jetzt das Herz Ostpreußens. Alle Fäden liefen hier zusammen. Das Arbeitsgebiet des Kommandos beschränkte sich nicht nur auf rein militärische Aufgaben, wichtige Gebiete der zivilen Verwaltung mußten mit bearbeitet werden.

Ohne eine Sekunde Pause wurde hier gearbeitet. Die besonders wichtigen Dienststellen konnten von ihren Offizieren überhaupt nicht verlassen werden. Sie schliefen auf Stühlen für kurze Nachtstunden, wurden immer wieder durch wichtige Nachrichten, Anfragen und Entscheidungen aufgeschreckt.

Die stillste Zeit war in der Nacht von 3 bis 3.30; wenn man bei einem derartigen Betrieb überhaupt von „stiller Zeit" sprechen kann. Hier ein Ausschnitt:

„Telephonische Anfrage des Polizeipräsidenten aus Elbing. Polen haben hier 430 Ge-

wehre, 16 schwere, 22 leichte Maschinengewehre mit erheblicher Munition zurückgelassen. Wie und wohin sollen sie abtransportiert werden?"

„Fernspruch aus Lichtenau. Meldung der dorten Landjägerei: Soeben hat polnische Kavalleriepatrouille den Ort in Richtung Mehlsack passiert."

„Telegramm aus Friedland: Kraftwerk wird seit 20 Minuten von polnischen Bombenfliegern angegriffen. Treffer im Hauptschalterraum."

„Funkspruch vom Gefechtsstand Infanterie-Regiment 2: Starker Feind stellt sich vor linkem Flügel zum Angriff bereit. Tanks mit Sicherheit erkannt."

„Fernmündliche Anfrage der Kommandantur Pillau: Seit Mitternacht ständig zunehmender Strom von Freiwilligen aus Danzig. Bisher 500. Wohin sollen diese geleitet werden?"

Arbeitskommando Alle*): Die Freiwillige Arbeiter-Pionier-Kompanie 26 hat seit gestern 8 Typhusfälle. Kommando bittet dringend um Brunnenuntersuchung, da Vergiftung vermutet wird."

*) Die „Alle", ein Fluß in Ostpreußen.

„Dr. Josef Ansberg aus Insterburg bittet um Befreiung von der angeordneten Abgabe der Kraftwagen, da er Landpraxis hat."

„Rundfunk-Gesellschaft Königsberg bittet um sofortige Konferenz über die Sendung am kommenden Tage."

„Pioniersperrkommando 48: Feindlicher Panzerwagen, nur leicht beschädigt, liegt vor der Sperre. Abschleppen erscheint lohnend. Zusendung eines Abschlepptreckers erforderlich."

„Brieftaubenmeldung aus Passenheim: Polnische Sokols haben die Stadt besetzt. Sie haben aus nichtigen Gründen 34 Einwohner erschossen und 14 Häuser angesteckt."

„Funkspruch aus Berlin: Englische Flotte ist heute abend mit starken Einheiten ausgelaufen. Der englische Premierminister hat erklärt, England würde nicht zulassen, daß die Polen deutsche Transporte aller Art nach Ostpreußen stören würden."

Das sind die Eingänge einer „ruhigen, stillen" Stunde. Trotzdem wickelt sich der Betrieb in ruhiger Form und mit reibungsloser Schnelligkeit ab. Man spürt bis in das nebensächlichste Arbeitsgebiet den klärenden, beruhigenden und doch anfeuernden Einfluß des Generals. In

starker aber ruhiger Faust hält er alle Fäden, ist allen seinen Offizieren und Leuten, darüber hinaus der ganzen ostpreußischen Bevölkerung, ein Beispiel einer echt preußischen Pflichterfüllung, die auch in schwerster Stunde nichts kennt als sachliche Arbeit für das Vaterland.

Eine Sorge braucht der General nicht zu haben. Die Besorgnis um das Verhalten der ostpreußischen Bevölkerung. Er braucht nicht tönende Aufrufe erlassen, Zensurbestimmungen und Zwangsmaßnahmen sind nicht notwendig.

Die Bevölkerung ist sich einig in der verbissenen Abwehr des verhaßten Eindringlings.

Nur in einem Punkte ist Aufklärung notwendig: Vor den Kasernen und Landratsämtern stauen sich die Freiwilligen. Warum werden sie abgewiesen?

Der Mangel an Ausrüstung, an Waffen und Munition macht es unmöglich, alle Freiwilligen einzustellen. Die Zahl der Gewehre, die Deutschland haben darf, ist durch den Schandvertrag von Versailles genau vorgeschrieben. Hier und da kommt zwar ein verrostetes Gewehr und eine alte Pistole zum Vorschein, aber es reicht nicht aus, um auch nur eine ganze Kompanie aufzustellen. Eine große Anzahl von Freiwilligen findet aber in den Arbeitsformationen Gelegenheit, dem Vaterland zu hel-

fen. So entsteht rings um Königsberg in nie ruhender Arbeit, die in vier Schichten Tag und Nacht hindurch geleistet wird, eine Befestigungslinie nach der anderen.

Der Pole wird erstaunt sein, statt einer alten unmodernen Festung ein modernes Feldbefestigungssystem vorzufinden.

In diesen Gräben, die durch Tankfallen und Verhaue, durch Wasserläufe und Wälder gegen den gefürchteten Feind — den Kampfwagen — geschützt sind, erwarten die Ostpreußen mit entschlossener Ruhe den polnischen Angriff.

Die Deutschen sind wenig, schlecht ausgerüstet und haben keine Reserven. Aber jeder Fußbreit Boden wird den Polen teuer zu stehen kommen.

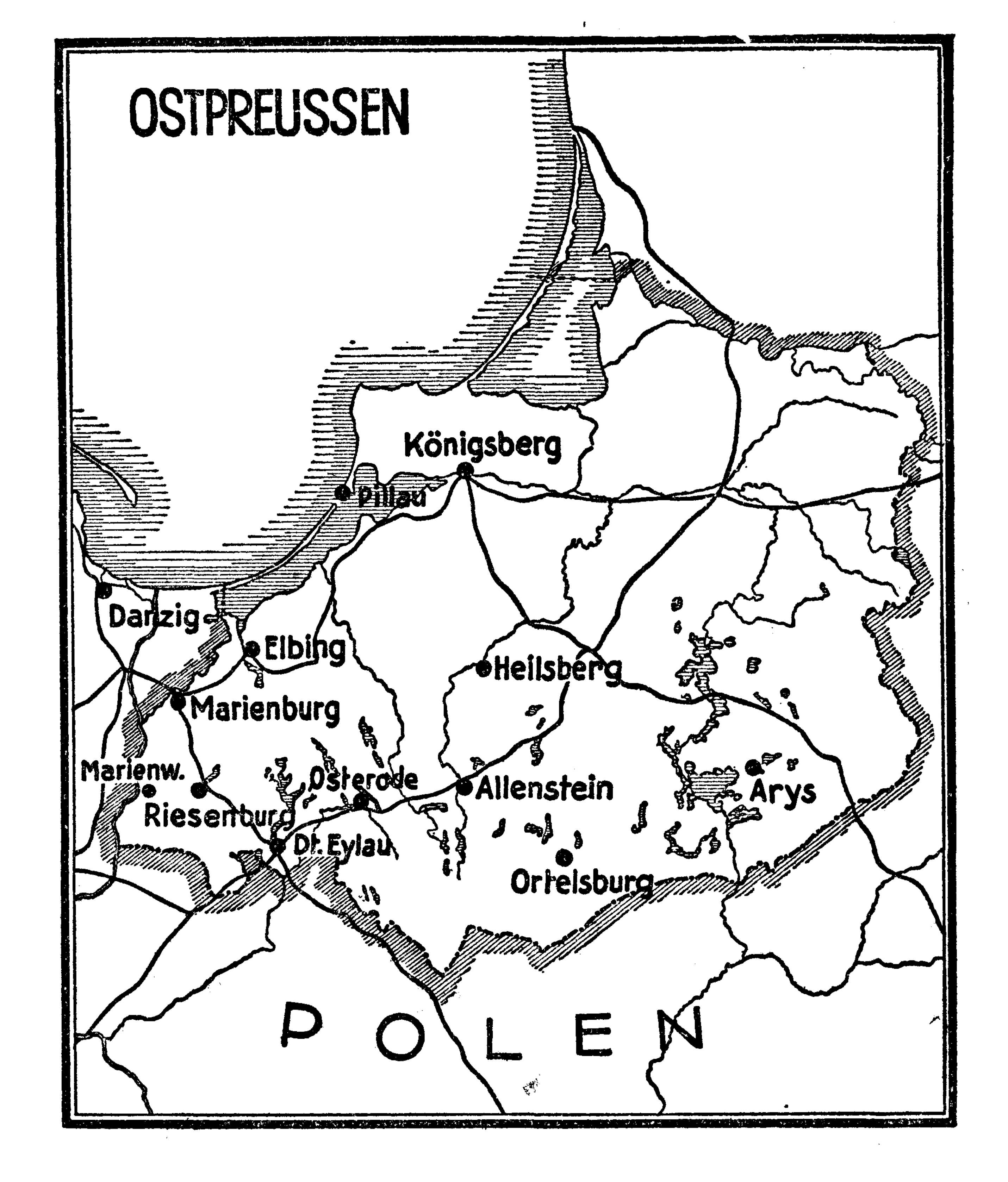
Die Ostpreußen werden sich an ihrem Heimatboden, der ihnen seit Jahrhunderten gehört, festkrallen.

Sie werden sich *vor* Königsberg, *in* Königsberg und *hinter* Königsberg schlagen.

Noch auf der Mole von Pillau wird das letzte deutsche Maschinengewehr den Polen eine blutige Lehre geben.

An dieses „Grunwald" sollen sie denken!

☆



Das von Polen umklammerte Ostpreußen.